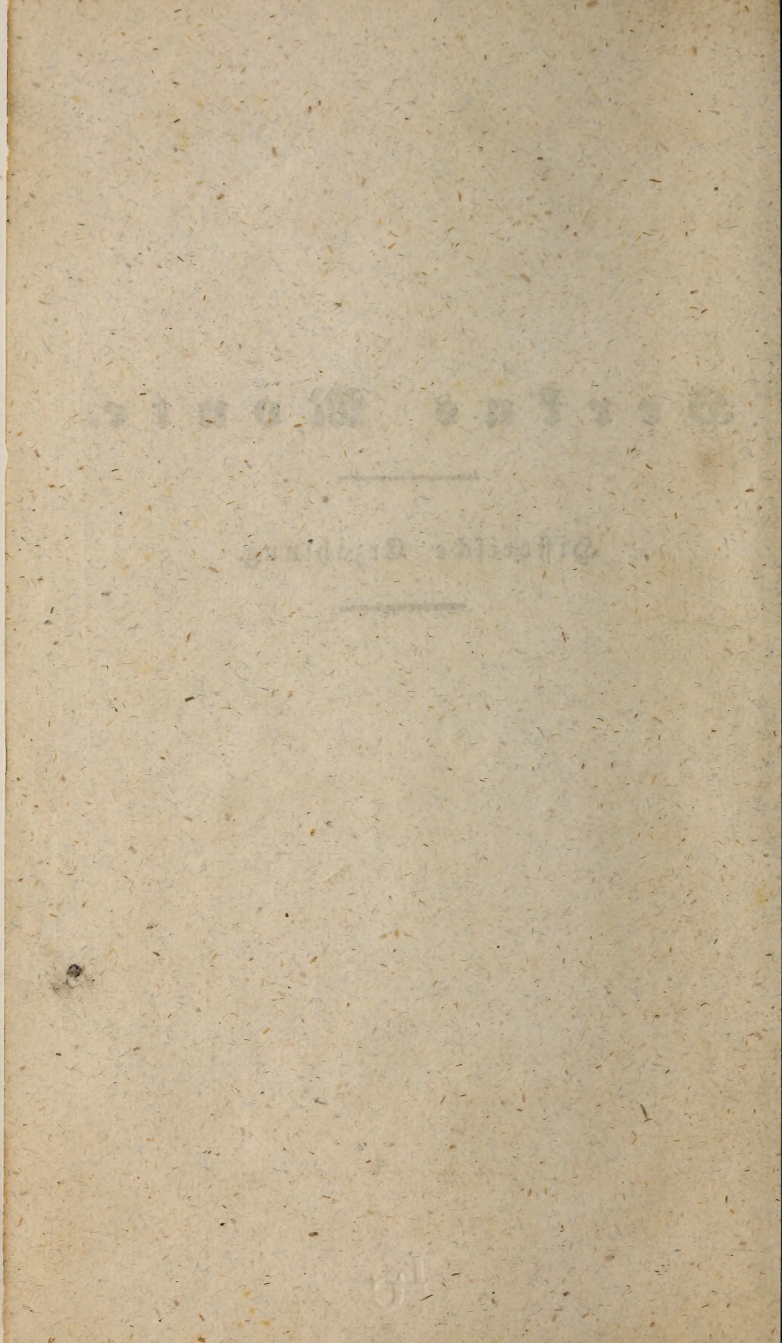


121

S e r f u s M o n t e .

Historische Erzählung.



Es war im Jahre des Herrn 1261, als Hartmund von Grumbach Landmeister des deutschen Ordens in Preußen war. Schon sein Name rechtfertigte die Bedrückungen und Grausamkeiten, welche unter seiner Regierung die neubekehrten Preußen erlitten. Wäre nicht der edle Gerhard von Hirzberg, sein Vorgänger, das Gegentheil in allen seinen Handlungen gegen die bezwungenen Völker gewesen, hätten vielleicht die nun ein sanfteres Joch Gewöhnten, den harten Druck seiner Regierung nicht in solchem Grade gefühlt, wie es wirklich der Fall war. Hartmund von Grumbach, der neue Landmeister, herrisch und stolz, strenge bis zur Grausamkeit gegen die vom Orden besiegten Preußen, zwang das arme Volk zu der verhasstesten Arbeit, zum Aufbau einer Menge Burgen, um die Grenzen des Ordensstaates vor den wilden

Horden der Tartaren und Mongolen, die unter der Leitung ihres blutdürstigen Helden von Riptschack, Chan Batus, Pohlen und Schlesien verwüsteten, zu sichern. Was noch mehr den Haß der Preußen anfeuerte, war das Benehmen der jungen Ritter, die das Ordenskleid erst seit kurzer Zeit trugen und stolz und feurig, wie sie waren, die unterjochten Preußen wie Sklaven behandelten.

Der Morgen des neuen Jahres 1261 war trüb, schwere Schneemassen hingen am Horizont und warfen über das Land einen grauen Nebel, die Luft war rauh, der Wind pffiff durch die stolzen Wälder, die hohen Bäume ihrer Wipfel beraubend; es war ein unheimliches Wetter. Auf der Straße nach Culm, die damals von Thorn herüberführte, zeigte sich trotz des häßlichen Wetters ein Zug Reiter, deren starke Kasse genug mit dem anprallenden Winde zu kämpfen hatten, um nur vorwärts zu schreiten. Unlustig ritten die Männer neben einander her, kein Wort wechselnd, denn der rauche Nord blies gar arg in die Gesichter und hemmte so jegliche Unterhaltung. Voran auf kräftigen normännischen Hengsten ritt ein Mann in der einfachen schmucklosen schwarzen Tracht der Ordensritter und dem weiten weißen Mantel mit schwarzem Kreuz, neben ihm ein Jüngling, herkulischen Gliederbaues, feurigen offenen Blickes und kühnen

Ausdruck im Antlitz; seine Tracht war die eines Ritters, der sich auf der Reise befindet. Die folgenden Männer waren Reisigen, alle dem Orden angehörig, wie ihre Abzeichen kund thaten.

Sie hatten endlich die ersten Bäume eines Waldes erreicht, nach hartem Kampfe mit Rebel und Wind. „Dem Himmel sei Dank,“ rief der Ritter Hirzhals mit Namen, „daß wir glücklich so weit sind. Bei Gott, die armen Thiere sind matt wie die Herbstfliegen und trotz der rauhen Winterluft steht ihnen der Schweiß auf der Haut in großen Tropfen. Was meinst Du, Herkuß, sollen wir absteigen und unter diesen schützenden Bäumen ein wenig rasten, daß sich die Rosse erholen?“

„Wie Ihr wollt,“ sagte der Jüngling, „indeß ich meine, es müßte hier in der Nähe eine Herberge sein; wenn ich nicht irre, so ist's auch so. Skomand,“ rief er einem Knechte zu, der unter den Reisigen ritt, „komm heran!“ Der Knecht, eben solch herkulischen Körperbaues wie sein Gebieter, nur mit groben harten Zügen im Antlitz und einem außerordentlich kleinen Kopf, der nicht im Geringsten zu seiner Riesengigantur paßte, sprengte, dem Befehle gehorsam, näher. „Sage mir, mein guter Junge,“ fragte der Jüngling freundlich, „täusche ich mich oder ist in diesem Wald eine Herberge?“

„Gewiß, Herr, 500 Schritte tiefer hinein,“ entgegnete der Knecht; „Mutter Brailam hat sie erbaut, als sie Christin wurde und den Gott Kirche, den Spender der Nahrung, verleugnet und die Waidelotten (heidnische Priester) von ihrer Schwelle stieß.“

„Der Fluch treffe die Alte auf ewig und Pifollos, der Todesgott, reiße sie in sein finsternes Reich!“ Diese letzte Floskel murmelte er zwischen den Zähnen voll Grimm, jedoch Herkus hatte sie verstanden und sagte zu ihm: „Skomand, Du fluchst der Brailam und der Fluch trifft mich, denn auch ich habe den Gott der Christen angenommen; möchtest Du Deinen Herrn in Pifollos finsternes Reich schleudern, weil er dem Fuchs die Klugheit abgelernt und gethan, was seinem beklagenswerthen Volke einst nützen soll?“

„Mein guter Herr,“ antwortete Skomand, „zürne nicht Deines Knechtes, der sich nicht an die fremde Sitte und an das Volk gewöhnen kann, das die Diener der Götter unterdrückt hat und in unerträgliches Sclavenjoch schmiedet. Ich habe die Flammen gesehen, aus welchen der Geist Deines Vaters aufgestiegen ist nach Rogus und habe das Freudengeschrei der Zulissonen (Priester, denen die Bestattung der Todten oblag) gehört, wie sie den Verstorbenen sahen im funkelnden Schmuck der Waffen auf stattlichem Rosse durch die Wolken sprengen, den Edelfalken auf

der Hand, und treu wie ihm, bin ich Dir, seinem Sohne, geblieben, aber auch der Lehre unserer Priester und es bricht mir das Herz, wenn ich einem Orte nahe, von dessen Schwelle die Götter vertrieben und wenn ich sehe, wie Du, ein preußischer Reif, (Fürst) den gekreuzigten Gott der Christen anbetest und die Tracht der Völker abgelegt hast — da denke ich zurück an die gute Zeit unserer Freiheit und kann den Fluch nicht zurückbannen, den meine Zunge über die Umwandlung von sich stößt.“

Der Jüngling hörte schweigend seinem Knechte zu, drückte ihm dann kräftig die Hand und flüsterte leise: „Die Sonne steigt auf rein und golden, aber ehe sie untergegangen, haben ihre Strahlen die Gewitterwolken herangezogen und es hat sich vieles verändert, wenn's Nacht wird. Hoffe und schweige.“ —

Dieses kurze Gespräch wurde in preußischer Sprache geführt und der Ritter Hirzhals, der sie nicht verstand, war langsam an Herkus Seite weiter geritten, seines Rosses Hals streichelnd. Als der Jüngling den Knecht wieder zu den Reifigen gewiesen hatte, fragte der Ritter: „nun, wie ist's, finden wir eine Herberge, Herkus Monte?“

„Fünfhundert Schritte weiter hinein im Wald,“ erwiderte dieser und überließ sich von nun an ganz den Gedanken, welche durch die Rede des Knechtes

aus ihrem Schlummer gerissen, mit unwiderstehlicher Kraft jetzt seine Seele beschäftigten. Eben so stumm ritt der Ritter ihm zur Seite und erst dann gewannen beide Reiter wieder Leben und Sprache, als das heisere Gekläff eines Wolfshundes ihnen die erwartete Herberge verrieth. „Beim Kreuz Christi,“ rief Hirzhals, „da ist das Nest, aber es sieht ungastlich aus, wie das Wetter außerhalb dem Walde; indeß was hilft's, wir müssen den Thieren ein Stündchen Ruhe vergönnen und es wird sich wohl für die kurze Frist auch uns ein Obdach bieten.“ Er schwang sich vom Roß, dasselbe that Herkus, die Knechte sprengten heran, die edlen Thiere in Empfang zu nehmen.

Die Herberge oder besser gesagt die schlechte Lehmhütte, bot wirklich einen höchst unfreundlichen Anblick, sie war trotz dem, daß sie erst wenige Jahre zählte, äußerst baufällig; hätte sie in der Niederung gestanden, es wäre längst keine Spur von ihr vorhanden gewesen; aber der dichte Wald, der Sturm und Wetter aufhielt, beschützte das morsche Gebäude; indeß war es für dergleichen Reisende, wie Hirzhals und Herkus Monte, nicht ganz ohne Bequemlichkeit, denn ein paar lange Breterschuppen nahmen die Rosse auf, sie vor der Einwirkung der Luft schützend; mithin war die erste und höchste Pflicht eines Reiters hier vollkommen befriedigt.

Als der Ritter und der Jüngling eintraten in die ärmliche Hütte, verstummte ein langgedehnter eintöniger Gesang, dessen Urheberin sie auf einem Holzblock in dem einzigen Gemache dieser Herberge sitzend fanden; neben ihr lag ein Fuchs mit garstigen Triefaugen und knurrte die Ankömmlinge feindlich an. „Still, Knut, still;“ gebot die alte Frau dem Thiere, und gehorsam legte der Fuchs seinen spizen Kopf auf die Vorderfüße, ringelte den vollen Schweif, behielt aber die Fremden im Auge, ohne sich weiter zu regen.

„Ihr habt einen folgsamen Wächter, Frau,“ bemerkte Hirzhals; „jetzt laßt uns aber auch sehen, ob Euer Gesinde eben so gehorsam ist, als diese Bestie. Gebt uns Brod und einen Trunk.“

Die alte Frau, an welche diese Rede gerichtet war, schien wenig davon gehört zu haben, ihre Augen waren starr auf Herkus gerichtet, ein tiefer wehmüthiger Zug drückte sich auf ihrem Gesichte aus und es schien fast, als ob ihre Augen feucht werden wollten; die nochmalige Forderung des Ritters erst brachte sie aus ihrem Sinnen, sie erhob sich, trat auf Herkus zu, faßte seine Hand und sagte mit einem Tone, der zwischen Freude und Trauer die Mitte hielt: „Sei willkommen, Sohn Monte's, in Brailams Eigenthum, in der Hütte der Verworfenen. Möge nie die Nacht einbrechen über Dein Haupt, ohne daß der Frieden an Deiner Linken ruht und die Macht an Deiner

Rechten; der Fluch fliehe Deine Ferse und des Fuchses Klugheit leuchte aus Deinen Augen, ein unbezwungener Bär der Wälder jenseits der Weichsel hebe Deinen Kopf in die Freiheit und Dein Gebrüll verscheuche die Raubthiere, die die Rachen aufsperrten, um die Söhne des schönen Landes zu verschlingen. Brailams Segen über Dich, Sohn Monte's! Nachdem sie so gesprochen, schritt sie hinaus, der Fuchs hinter ihr her mit scheelen Blicken auf die Fremden. Brailam, obgleich ihre grauen Locken bereits ein weit vorgeschrittenes Alter andeuteten, hatte auf ihrer hohen Gestalt kein weiteres Zeichen des sinkenden Lebens; die tiefen Furchen des Antlitzes deuteten schweren Kummer und doch zeigten diese verfallenen Züge noch Spuren ehemaliger Schönheit. Die Größe ihrer Figur wurde noch mehr gehoben durch die ländesübliche Tracht, welche damals im Preußenlande herrschte. Sie trug ein langes Gewand aus farbigem Leinenzeuge bis auf die bekleideten Füße niederhängend, mit einer Art Schuhe aus Bast geflochten. Ein Mantel, ebenfalls von Linnen, nur anderer Farbe, wallte von ihren Schultern herab, über der Brust zusammengehalten durch eine metallene Spange. Eine einzige Bernsteinkette war um ihren Hals gelegt, bis auf die Brust herabhängend.

Als sie das Gemach oder vielmehr den ärmlichen

Raum verlassen, sagte Hirzhals zu Herkus: „Beim Kreuz Christi, ich glaube dies Weib ist eine Seherin, denn sie hat Dich erkannt, obgleich Du einem preussischen Reif eben so unähnlich geworden bist, als je ein Ordensritter ein ungläubiger Hund von Juden gewesen.“

„Sie ist es auch, und war früher hoch im Ansehen bei meinem Volke, aber dies ist verschwunden, seit sie Christin geworden,“ sprach Herkus.

„Sie hat wohl daran gethan,“ sprach Hirzhals, „denn der Teufel mußte von ihr weichen, als das Kreuz Christi im Hause einzog — übrigens seh ich hier nicht das Geringste, was auf Christenthum deutet, und dort — beim heil. Kreuz! — ist das nicht ein Gözenbild? — Gewiß, es ist eins!“ Der Ritter hatte ganz recht gesehen, in einer Ecke des Raums stand ein hölzernes Bild, die Figur eines mährischen Greises mit einer weißen Binde um den kahlen Scheitel, zu seinen Füßen lag der Totenkopf eines Menschen, eines Pferdes und einer Kuh — es war der Göze Pikollos, der Gott der Gespenster und des finstern Ortes Pekla, wo die Bösen alle möglichen Martern und Qualen erwarteten.

Das Gesicht des Ritters war, als er die Richtigkeit des Gözenbildes nicht mehr bezweifeln konnte, einem Spiegel gleich, ein Schauer um den andern

markirte sich in seinen Zügen, er bekreuzigte sich, riß das Schwert heraus und wollte eben einen Hieb nach dem Bilde führen, als Herkus mit starkem Arme ihn erfaßte: „Was willst Du thun, Hirzhals, führst Du Krieg mit Weibern und Holzbildern?“ rief er dem Ritter zu.

„Laß mich, Herkus, sagte dieser im größten Eifer,“ seinen Arm losreißend, „verdammst will ich sein, wenn ich es dulde, daß in Gegenwart eines frommen Christen ein Gözenbild länger steht, als es Zeit braucht, mit guter Klinge es zu vernichten!“ Ohne daß Herkus es schnell verhindern konnte, sauste sein breites Schwert auf die Holzfigur und krachend stürzte sie in Trümmer. Zu gleicher Zeit ertönte aber von der Thüre her ein schrecklicher Schrei. Er kam aus Brailams Munde, die so eben mit Brot und Getränk eingetreten war. Beides entfiel dem erschrockenen Weibe, sie lehnte einen Augenblick, bleich wie der Tod, an der Lehmwand; der Ritter, zufrieden, daß sein frommes Werk gelungen war, wollte eben die Stücke der Figur vollends zertreten, als die Gözendienlerin mit der Wuth einer Tigerin auf ihn losstürzte, mit ihren Händen des Ritters Schultern packte und durch die Hestigkeit ihres Anlaufs, da er selben keineswegs vermuthet, ihn verdrängte von den Trümmern des geheiligten Bildes. „Verfluchter

Mensch, Frevler an der Gottheit, treffe Dich der Jammer und alle Qualen Peklas für diese Bosheit! Was that ich Dir, Mörder meines Gottes, daß Dein Arm sich erhob gegen ihn? Ich will Dir fluchen für diese That, bei den Trümmern Pikollos, ich will Dich, Christ, verfluchen!“ — Sie ließ den Ritter, den sie wie ein Geier gepackt hatte, los, und warf sich im Ausbruch des heftigsten Zorns und Schmerzes nieder neben die Stücke der Figur. „Höre mich, Pikollos, höre mich, furchtbarer Herr der Pekla,“ schrie sie die Arme nach Oben streckend, „schleudre deine Verdammniß herab auf das Haupt dieses Christen, der deine Hoheit entweicht mit frevler Hand, zerschmettre ihn mit den Blitzen deines Auges, sende ihm Unglück und Fluch, daß seine Füße schwer werden unter ihrer Last und er nicht entweiche deinem furchtbaren Strafgerichte. Höre mich, Pikollos, höre das Schreien Brailams, deiner Magd, die sich vor dir windet und ihre Haare rauft in dem wilden Schmerze, der sie bei Deiner Entweihung erfaßt hat!“

Ihr Kopf sank nieder auf den Boden, sie lag fast ausgestreckt neben der zertrümmerten Figur, und es schien, als habe die heftige Aufregung sie bis zur Ermattung erschöpft, denn kaum war die leise Bewegung des Athmens zu erkennen. Der Ritter, welcher bei seiner bigotten Handlung an nichts weniger,

als an solch einen Auftritt gedacht, stand in der That etwas betäubt da. Vielleicht war ihm ein solches furioses Wesen an einem Weibe noch fremd, denn sein eheloses Leben hatte ihn vor jeder nähern Berührung mit diesem zweiten Theile der Menschheit bewahrt, nur der Fanatismus für seinen Glauben füllte allein seine ritterliche Brust. Herkus Monte war ein stummer Zeuge bei dieser Scene gewesen; ob er gleich, vermöge seines scharfen Verstandes, das unzählige Gute einsah, was die Verbreitung des Christenthums in spätern Zeiten auf sein Volk haben konnte, und ob er auch selbst, durch die Verhältnisse gezwungen, sich zum Christenthume bekannte, so überzog in diesem Augenblicke die Liebe zu dem Götterglauben seiner Väter jede bessere Einsicht in ihm, er theilte den Schmerz Brailams, ohne ihn laut werden zu lassen, nur die Freundschaft, so ihn an Hirtzhaß band, der ihm viele Wohlthaten erzeigt, hielt ihn ab, vielleicht blutig einzuschreiten. Es herrschte also eine tiefe Stille in der Hütte, nur durch das Knurren des Fuchses unterbrochen, der sich zur offenen Thüre heringeschlichen. Endlich erhob sich Brailam vom Boden, eine hohe Blut färbte ihr Gesicht, ihre Augen leuchteten stechend, rasch raffte sie das gespaltene Götzengbild auf, verdeckte es gleich einem theuren Kleinode mit dem linken Arme, hob die Rechte gegen den Ritter

empor und sprach mit tiefer feierlicher Stimme, daß selbst dem unerschrockenen Mann ein kalter Schauer durchfröstelte: „Christ, höre aus meinem Munde den Spruch des erzürnten Piskollos, der Dich verflucht hat. Das Glück wird sich von Dir wenden und zerstört sein für immer, wie Du zerstört hast die Ruhe des Gottes mit Frevlerhand und den Frieden meines Eigenthums; Du wirst fallen in die Hände derer, die Dein Schwert vertilgen will, gefräßige Flammen werden an Deinen Gebeinen lecken, daß Du schon hier fühlst die Qualen der Pella, bis der Tod den Fluch löst und Dich hinabstürzt in das Reich der Verdammten, wo's keine Erlösung von Qual und Marter giebt. Verflucht bist Du, Christ; hebe Deinen Fuß hinweg, daß die Rache Piskollos ihren Anfang nehme!“ Majestätisch wie ein höheres Wesen schritt sie hinaus, der Fuchs ihr folgend, den offenen Rachen gegen den Ritter gewendet, als theile er seiner Herrin Gefühle.

Als eine lange Pause zwischen dem Ritter und Herkus geherrscht hatte, sagte der Erstere: „Beim Kreuz Christi, dieser Ort ist unheimlich — gut, daß ich ein rechtgläubiger Christ bin, so kann mir der Fluch dieses Weibes nicht schaden — übrigens thut es mir leid, daß ich ihren Holzgott nicht ganz und gar zertrümmert habe, sie wird ihn nun zusammen

leimen und die Sünde ist größer denn erst. — Betet dieses alberne Weib einen Gott von Holz an, den mein Schwert mit einem Hiebe in Stücke zerspalten kann! — und nun wird sie ihn leimen und höher halten als früher — ich werde künftig nicht so schonend zu Werke gehen, diese Holzgötter verdrängen den wahren Gott — man darf kein Mitleid fühlen — es ist sündlich!“

„Du möchtest einen schweren Stand haben, Ordensritter, sagte Herkus etwas scharf, wenn Du mit einem Hieb Deinen Glauben geltend machen wolltest — glaube nicht, daß das jetzt unterjochte Volk der Preußen sein Haupt auf immer beugen wird, es wird sich einmal emporheben und einherbrausen wie der Sturmwind außerhalb des Waldes und dann wäre es gut, wenn das Andenken des Mitleids stärker als das der Grausamkeit in den Herzen des empörten Volkes leben würde.“ —

Der Ritter erwiderte nichts auf diese verborgene Warnung, die er aber keineswegs als solche betrachtete. „Gott sei Dank, daß ich hier nichts genoß,“ sprach er nach einer Weile, des Brods ansichtig werdend, welches Brailam vor Schreck entfallen war, „es wäre eine unwissende Sünde gewesen! Ich denke es wird am besten sein, wir machen uns auf den Weg, Herkus, die Ordensburg Culm kann höchstens

3 Stunden von hier entfernt sein, und wir erreichen sie dann noch vor Mittag.“ Er ging hinaus, um den Reißigen Befehl zum Ausbruch zu geben, Herkus aber sprach zu sich selbst: „Die Geister meiner Väter müssen mir fluchen, daß ich unthätig bleibe, bei der Kraft und dem Muth, den mir die Götter gaben, aber die Zeit wird kommen, wo Herkus Monte seinen Namen berühmt und furchtbar machen wird, dann sollen sie den Fluch zurücknehmen und mich segnen!“

Nach wenig Minuten war der Zug wieder zwischen den Bäumen des Waldes und als die Sonne den höchsten Standpunkt erreicht hatte, ritten sie ein in die Culmer Ordensburg, von deren Warte der Wächter sein Horn erklingen ließ, die Ankömmlinge zu grüßen nach hergebrachter Weise.

In dem großen Saale der Culmer Burg waren alle gerade gegenwärtige Ordensritter versammelt, an ihrer Spitze der Landmeister Grumbach, dessen lange magere Figur über die der andern kräftigen Männer hervorragte. Es war ein erfreuender Anblick, so viele in einer Tracht gekleidete Ritter auf und nieder wandeln zu sehen; die langen weißen Mäntel blähten sich wie Segel bei den rüstigen Schritten

der in Waffenschmuck Einhererschreitenden, die Schwerter flirrten an ihren Hüften, der Sporen unendliches Geflingel unter den festen mannhaften Tritten, und die kühnen, den größten Muth ausdrückenden Gesichter, von den schwarzen wehenden Federbüschen des Helmes theilweise beschattet, vollendeten das Großartige der damaligen Heldenzeit. Die Pforte des Saales öffnete sich, Hirzhals, an seiner Seite Herkus Monte traten ein, die Ritter reichten sich auf einen Wink des Landmeisters um den Sessel, den er selbst einnahm. „Tritt näher, Hirzhals,“ gebot Grumbach, „ist dies der junge Bär, den Du uns geleckt wieder bringst aus der Magdeburger Stadt?“ — Ein dunkles Roth überflog das Antlitz Herkus Monte's, welches der Fragende gewahrte. „Es scheint mir,“ sagte er ironisch, „als wäre noch viel des Ueblen an ihm verblieben; wenn auch sein Aeußeres vollkommen geworden, so will mir's bedünken, als hätte dafür die innere Bildung nicht das gewonnen, was sie eigentlich gewinnen sollte; der Trotz ist noch in ihm und dieser muß gebrochen werden, der Orden verlangt Gehorsam, unbedingten Gehorsam.“ — „Er niedrigt den Fürst nicht zum Knecht,“ sprach Herkus fest, „aus welchem Lande, ob Heide oder Christ, der Fürst ist höher geboren, als der Dienstmann und ich bin preussischer Fürst, der nie knechtischen Gehorsam

sam lernen wird. Das Blut der Väter fließt in meinen Adern und diese waren stolz ohne Uebermuth, sie konnten es sein, denn niemand hätte gewagt, solche Sprache ihnen ins Angesicht zu führen.“

Die grauen Augen des Landmeisters ruhten stehend auf dem Jünglinge, der im Gefühl seiner edlen Herkunft, im Stolge seiner selbstbewußten Kraft vor ihm stand; die Blicke der andern Ritter flogen erstaunt hinüber zu dem Sprechenden: solche Sprache war in diesem Saale noch nie gehört worden. Hirtzhaß, der Freundesneigung zu Herkuß gefaßt hatte, stieß ihn leise an, ihm zuraunend: „Zügle Deine Worte, Du verdirbst Dich selbst!“ Der Jüngling aber gab nicht Acht darauf, und warf seine Blicke frei und kühn wie ein Ausforderer im Kreis herum. „Bei der heil. Mutter Gottes,“ sagte der Landmeister nach einer Pause, höhnisch lächelnd; „es ist gut, daß wir zu alt geworden sind, um Ehrfurcht gegen junge Bären aus den preussischen Wäldern zu lernen. Wir können dies nicht und folglich müssen wir versuchen, ob vielleicht Strenge und Gewalt hilft. Damit Du, Fürstensohn, eine Probe davon erfährst, um Dich zu hüten und die scharfen Zagen bei Zeiten einzuziehen, damit sie Dir nicht abgehauen werden, so tritt vor, Walrad Wunderlich, Vogt von Natangen und Ermeland und berichte uns die Mähr vom

Schlosse Lenzenberg, die eine Warnung sein soll für Verräther und übermüthiges Heidenvolk, wenn es auch schon den Christennamen trägt.“

Walrad Wunderlich, ein untersehter gedrungener Mann, in dessen Gesicht die Spuren heftiger Leidenschaften und ein kalter teuflischer Hohn eingeprägt waren, trat einige Schritte vor, seine Augen flogen lächelnd über Herkus Züge, die sichtlich im unterdrückten Zorn ihre dunkle Gluth verloren und im Verlauf von Wunderlichs Bericht schier zu Schnee erbleichten. Der Vogt von Ratangen und Ermeland aber erhob seine Stimme und begann:

„Es war vor einigen Monaten, als ich auf Lenzenberg, meinem Vogtsitze, eine Anzahl preussischer Edlen bewirthete, weil ich glaubte, durch Güte dieses treulose Volk am besten zu firren; sie waren gekommen, um um Ermäßigung einer Abgabe zu bitten. Ich fand mich bereitwillig dazu, setzte mich unter sie an die Tafel und alles war lustig beim Klange der Becher und froh und guter Dinge. Plötzlich aber wie durch einen Zauber verlöschten die Lichter des Saales und eine tiefe Dunkelheit bricht herein. Ich will mich erheben und nach Licht rufen, da fühlte ich mich erfasst und fühlte zugleich wie viele Dölche durch mein Gewand gestossen wurden und auf dem Harnisch abprallten, den ich, meiner Gewohnheit

nach, verborgen unter dem Hauskleid zu tragen pflege, weil ich nie diesem Preußenvolke traute. Ich schreie um Hülfe, denn wie war es mir möglich, mich in der Finsterniß zu vertheidigen, gegen Feinde, die ich nicht sah? Mein Geschrei ruft meine Knechte herbei, der Saal erhellt sich von Neuem, die Verräther sitzen mit den unschuldigsten Mienen an der Tafel, aber mein Hauskleid zeigte die Spuren ihres schändlichen Unternehmens und mein Harnisch läßt deutlich die abgegleiteten Doldspitzen erkennen. Welche Strafe, rufe ich, hat der von Euch verdient, der also schändlich das Gastrecht an mir verletzen wollte? — Den Feuertod! entgegenen die Heuchler einmüthiglich. — Ich erwiedere nichts, kaltblütig setze ich mich wieder nieder, aber die Freude war verbannt, unlustig ziehen die Verräther nach einigen wenigen Stunden ab. In mir aber kochte der Grimm über die Treulosen und ich beschloß, das von ihnen selbst gesprochene Urtheil an ihnen selbst zu üben. Ich vergalt Gleiches mit Gleichem, das heißt, ich beherrschte mich und that als gedächte ich nicht mehr des Bubenstücks, so kam es, daß die Preußen wieder zutraulich wurden und ich berief vor zwei Wochen abermals eine Menge von ihnen zum Schmause nach Schloß Penzenberg. — Während des Belages hörte ich wiederum, als ich mich ent-

fernt hatte, um nach den Rechten des Hauses zu sehen und wieder unbemerkt eintrat, wie sie sprachen von neuem Anfälle auf meine Person und Rath pflogen, mich zu morden. Sie hatten meine Gegenwart nicht bemerkt, deswegen trete ich leise zurück, schließe die Thüre und verriegele sie; dann rufe ich die Knechte zusammen und gebiete ihnen die Burg in Brand zu stellen. Nach wenig Minuten lodern die Flammen himmelwärts, ich höre das Brüllen der Verräther, die lebendig in dem brennenden Saale braten und rufe hinauf: „Das ist der Lohn Eurer Niederträchtigkeit, Ihr habt Euer Urtheil selbst gesprochen, seht zu, wie das Feuer kühl wird und Euch nicht brennt! — — Als die Burg niedergebrannt war zu Asche und Trümmer und das Strafgericht beendet, zog ich ab mit meinen Reissigen — meine Gäste aber hatten ihre Schändlichkeit gebüßt, auch sogar ihre Knochen waren in Asche verwandelt.“ Eine tiefe Stille hatte während des Berichts des Bogts in der Versammlung geherrscht. Herfuß war der Erste, der sie brach mit dem Rufe des Schreckens und des Zornes: „O ihr Götter,“ rief er laut, seine Arme über das Haupt streckend in heftiger Aufregung, „und Ihr ließet die unmenschliche That geschehen, ohne den Bösewicht zu zermalmen mit Eurem Donner! War der Himmel denn verschlossen dem Wehgeschrei der Unglück-

lichen, fanden diese Flammen keinen Weg zu Dir, Perkunos, daß Du Deine Blitze auf den Nichtswürdigen schleudern konntest! — Der Fluch auf Dein Haupt, Bogt von Natangen, mögest Du nie den Frieden finden und jene Flammen ewig an Deiner Seele nähren!“

Walrads Gesicht verwandelte sich zum hämischen Spott und er wendete sich zum Landmeister, fragend: „Ist's Dein Wille, Hartmund von Grumbach, daß die Brüder des Ordens solche Schmach ertragen sollen von einem Heiden? Hörst Du nicht, wie dieser Glende seine Götzen anruft zum Fluch über mich. Er hat den Namen Christ angenommen, im Herzen ist er aber den falschen Göttern treu geblieben; der Tod über ihn, den Meineidigen!“

Der Landmeister winkte dem Sprecher Still: schweigen und sprach zu Herkus: „Du hast Dir selbst den Stab gebrochen, meineidiger Preuße, indem Du uns zeigtest, wie Du ein elender Götzendiener geblieben bist mitten unter Christen. Schau' hinaus, wie der Tag aussieht, hoffärtiger Reif, Du wirst ihn zwar noch sehen, aber eingesperrt, im Gefühl der Knechtschaft. Führt ihn fort, in den Thurm!“

Da übermannte den Fürstenson den Zorn auf's Hefigste, alle seine Muskeln bebten und er warf

sein Schwert krachend hin zu Grumbachs Füßen, daß der Griff in Stücke sprang. „Nehmt hin die Waffe, sie gehört Euch, und ist entehrt durch Eure Bosheit, ich schäme mich, sie zu tragen. Und wißt, ihr Ritter der Gewalt, hier in Eurer Gegenwart schüttle ich den Namen Christ ab auf ewige Zeit, verflucht sei mein Name, wenn ich je Gemeinschaft hege mit Euch, ich hasse Euch gleich dem blutigen Wolfe, der sein Opfer würgt; Ihr seid schlimmer als Wölfe für mein unglückliches Volk. Verflucht sei Euer Andenken auf immer!“ — „Fort mit dem Unsinnigen!“ donnerte der Landmeister in höchster Wuth; zwei der Ritter ergriffen den Jüngling, der stolzen Schrittes den Saal verließ. — Eine Pause augenblicklichen Stillschweigens herrschte unter der Versammlung, endlich nahm Hirzhals das Wort, indem er sich langsam dem Landmeister nahte, sprechend: „Mit Vergunst, Landmeister, es will mir scheinen, als hätte diesmal die Klugheit nicht hausgehalten auf der Culmer Burg, die Leidenschaft des Hasses ist eingezogen, seitdem ich fern war an den Ufern der Elbe — der edle Gerhard von Hirzberg war dazumal noch Landmeister und er pflegte anders zu handeln und nicht mit bösem Willen das Wohl des Ordens so offenbar zu zertreten, wie Du es jetzt gethan.“ —

Da warf der Grumbach einen vernichtenden Blick auf den Ritter, und sagte: „Des Ordens erstes Statut ist Stillschweigen und Gehorsam und es scheint, als hättest Du, Ritter Hirzhals, diese Pflicht an den Ufern der Elbe vergessen — daß Du sie künftig nie mehr aus den Augen setzt, dafür will ich sorgen.“ — Er winkte abermals einigen Rittern, flüsterte ihnen einige Worte ins Ohr und diese traten zu Hirzhals um des Landmeisters G. bot zu üben. Hirzhals warf seine Augen über den Kreis der Ritter, ein leises Gemurmel ließ sich vernehmen, mehrere alte im Dienst des Ordens ergraute Helden fingen an ihr Mißfallen kund zu geben mit der Art des Gebietigers, sich Ansehen zu verschaffen; als aber Hirzhals entwaffnet wurde und bereits hinausgeführt werden sollte um seine gerechten Worte mit Gefängniß zu büßen, da trat Stenzel von Bendheim, ein kräftiger Held, hervor und aus seinem Auge bligte der Unwille über solche entehrende Behandlung eines Ordensmitgliedes, dessen Name hochgeachtet war bei Freund und Feind. „Halt!“ donnerte er kräftig den jungen Rittern entgegen, die zu Hirzhals getreten waren, „bei Gott und der heiligen Jungfrau, schwöre ich, Ihr sehet keinen Schritt weiter; so wahr meine Seele lebt, ich dulde diese Schmach nicht!“

Ein lautes Gemurmel durchlief den Kreis, der Landmeister, mit zorngeschwellter Stirnader, erhob sich und fragte, die ganze Hoheit seiner Würde zusammen nehmend: „Was soll das, Stenzel von Bendheim? bist auch Du aufrührerisch geworden gegen meine Befehle? Bei unsrer lieben Frau, wenn die Pfeiler des Ordens selber zu wanken anfangen, wird das Gebäude bald einstürzen!“ — „Gewiß, wenn die Hand des Uebermuths mit Gewalt an die Pfeiler bricht, müssen sie wanken, und dieses hast Du gethan, Landmeister. Deine Erhebung zu dieser Würde ist ein Nagel zu dem Sarge unseres Ordens, Du mißhandelst die Ritter, die für das Recht und die Wohlfahrt des Ordens sprechen, deren Name geehrt ist bei Allen. Ich kenne Dein selbstsüchtiges Treiben, Hartmund von Grumbach! Im Dienst der Kirche brachte ich mein Leben bis zum heutigen Tage hin, doch von heute an will ich austreten aus der Gemeinschaft der Ritter, die sich erniedrigen sollen zu Knechten unter Deiner Tyrannei. Lebt wohl!“ Nach dem Stenzel von Bendheim also kräftig gesprochen, umarmte er den edlen Hirzhals und schritt dann nach der Thüre des Conventsaales. Während dieser kurzen Pause hatte der Landmeister, dessen Scharfsinn alle Folgen schnell übersah, die solch ein Schritt eines der ältesten und weit und breit berühmten Ordens,

gliedes herbeiführen mußte, seine Blicke über die Versammlung fliegen lassen; er sah fast auf jedem Antlitze den Unwillen ausgedrückt, nur einige der jungen Ritter nahmen nicht Theil daran. Grumbach überwand daher seinen Stolz aus Egoismus, um nicht vielleicht durch einen Spruch des Hochmeisters, wenn diesem die Art seiner Regierung bekannt wurde, seiner Würde entsezt zu werden. „Stenzel von Bendheim,“ rief er dem Ritter nach, der einen Schritt noch zum Ausgang hatte: „halte ein mit Deinem Beginnen! Tritt her zu mir!“ Der Ritter gehorchte. Jetzt bot Grumbach alle Verstellungskunst auf und sprach freundlich zu ihm: „Mich rührt die Liebe, die Du für den Orden und Deine Brüder hegst. Glaube mir, Stenzel, es war eine Probe nur, zu sehen, ob der Geist der Ehre, der ungeschwächten Kraft noch unter Euch herrsche. Jetzt bin ich gewiß, wir werden mit diesem Geiste herrliche Siege über die Heiden erkämpfen. Ich danke Dir, Ritter, Du hast meine kühnste Hoffnung im Voraus gerechtfertigt.“ Bendheim schaute den Landmeister, als er so sprach, mit einem durchdringenden Blicke an, dann sagte er: „Den Ordensrittern ward bei der Aufnahme in unsern geistlichen Ritterbund nichts versprochen, als „Brod und Wasser und ein demüthiges Kleid.“ Ferner mußten wir knieend vor dem Hochaltare schwören, fortan ohne Eigen-

thum zu leben; nie zu heirathen und stets keusch und züchtig zu sein und endlich den Vorgesetzten den allerstrengsten Gehorsam zu leisten. Der Ewige ist mein Zeuge, ich habe den Eid treu und pünktlich gehalten! Wenn ich der letzten Sazung jezt untreu geworden, so geschah es, die Ehre des Ordens aufrecht zu halten.“ Ein leichtes Lächeln überslog des Ritters Züge, der Landmeister aber umarmte ihn freundlich; dem Hirzhals ward das Schwerdt zurückgegeben, mit schönen gleißnerischen Worten der Friede wieder hergestellt, wenigstens dem Scheine nach; doch an Herkus Monte dachte Niemand, der Schein von Recht mußte aufrecht gehalten werden und er im Gefängniß bleiben.

Hoch über der winterlichen Gegend ragte der Thurm auf der Südseite der Culmerburg empor, in dessen Mauern Herkus eingesperrt war. Der Wind sauste am Dachfenster des elenden Gemaches, wo der Sproßling der Fürsten saß, die die Fluren beherrscht hatten, welche nun traurig und todt sich ausbreiteten vor seinem Blicke. Ein wehmüthiges Gefühl drängte sich in die Brust des Jünglings, als er den Kopf an die halbblinde Scheibe des Fensters gedrückt, hinunter schaute auf die schneebedeckten Felder, die am äußersten Horizont mit den schnee grauen Wolkenmassen in Eins zu verschwimmen schienen. Dieser Horizont brei-

tete sich über dem Eigenthum seiner Väter aus; hier stand er gleichsam an den Pforten seiner Heimath und war gefangen in einem kleinen elenden Raum. Daß diese Dede wirkungsreicher auf seine Zukunft war, als hätte er den Eintritt in seiner Väter Land in Jubel und frohen Gelagen gefeiert, wurde ihm später erst klar. In dieser Lage reifte der übersprudelnde Muth des Jünglings zum festen Entschluß des Mannes; was vielleicht noch Jahre und einer günstigen Gelegenheit bedurft hätte, sich zu entwickeln, das wucherte jetzt auf im riesigen Wachsthum. Er führte den Gott der Kraft in seiner Brust; alle seine Pulse schlugen feuriger bei dem Gedanken, Retter seines Volkes werden zu können. Schon in der Knabenzeit, als er, eine Geißel, in die Hände der Ordensritter fiel, schwebte wie ein Nebelbild dieser stolze erhabene Gedanke ihm vor, immer mehr gewann das Bild Leben, die Nebel verschwanden nach und nach, wie seine Geisteskräfte zunahmen, und jetzt bei dem schnellen Wechsel tauchte das Bild klar und leuchtend in seiner Seele auf; es zeigte ihm die Glorie, den Lorbeer des Helden, den Jubel des geretteten Volkes. Während er diesen Betrachtungen nachhing, klangen sanfte Töne zu ihm herauf, Töne aus der Heimath, lieblich und mild, und aus seinen Augen quoll der heilige Thau der Erinnerung. Er öffnete trotz der Kälte

das Fenster und beugte sich hinaus, um die Löneganz in sich aufzunehmen. Eine Mädchenstimme war es, die die Klage um die Heimath in Dainos oder Stegreifgesängen aushauchte, die heutzutage noch bei den Lithauern, ebenso wie früher bei den Preußen üblich waren; Schmerz und Freude kleidete der alte Preuße in Gesang ohne Reim. Der Gesang aber, der zu den Ohren des Jünglings drang, war folgenden Inhalts: „Grau ist der Himmel, schneeig und trüb, es saust der Sturm dahin und trägt das schwere Gewölk auf seinem Rücken und grüßt die Heimath, den Vater, die Mutter, die Brüder und Schwestern, den leisen Gruß hauchend in die trauliche Hütte, die die Götter bewahren im gnädigen Schutz. Ach, hier, hoch in eisiger Luft, umgeben vom kalten Gemäuer, sitzt das Mägdlein allein und weint und rauft sich die Locken! Ach Mutter, ach Vater, meine Seele zerfließt in Thränen und mein Geschrei verhallt in des Sturmes Gebeul, - o rettet, rettet Belisa, die sich schwer grämet und härm, rettet das klagende Kind!“ Der Daino verklang; wunderbar hatte der weiche, schwellende Ton Anklang gefunden in des Jünglings Herz; mußte er doch, daß die Sängerin eine Preussin war, die ihr Leid der Einsamkeit des Thurmes klagte; wer sie war, warum sie hier war, das war ihm ein Räthsel. Doch trösten mußte er sie; hatte

ihr herzergreifender Daino doch einen wunderbaren Zauber in seine Seele gegossen; er hob also in der Weise der Väter an: „Nicht ewig verhüllen des Himmels Blau die schneeigen Wolken mit trübigem Grau, es bricht die Sonne mit goldnem Blick, auf die Klagende nieder im öden Thurm; nicht einsam ist sie, die weinende Maid, es birgt das Gemäuer ein Männerherz, das gleich ihr trauert um's Freiheitsglück, um die Heimath und um die Freunde all' — es ist Herkus Monte, du klagende Maid, der dich tröstet in deinem Jammer und Leid.“ — Eine tiefe Pause herrschte nun, dann aber war es, als hätte die Klagende einen neuen Aufschwung durch die Ueberzeugung, daß ein Landsmann gleiches Schicksal mit ihr theile, gewonnen; ihre Stimme wurde voller und klangreicher, und so knüpfte sich zwischen Beiden eine Unterhaltung an, die zwar bloß auf den Gehörsinn beschränkt war, aber dennoch die tödtende Langeweile der Einsamkeit freundlich erheiterte. Skomand, der treue Knecht Herkus Monte's, hatte kaum seines Gebieters Unglück erfahren, als er auch mit dem Entschlusse schwanger ging, denselben zu befreien, koste es auch sein Leben. Vor allen Dingen mußte er ausfindig machen, in welchem Thurme, denn die Culmer Ordensburg besaß deren mehrere, sich sein Herr befinde. Er schlich zu diesem Behufe in den Gängen

der Burg umher, lauschend, ob nicht ein Ton die Nähe seines Gebieters verrathe. Als er so mehrere Stunden zugebracht und ärgerlich eben zur großen Halle zurückkehren wollte, in der um tüchtige Kaminfeuer das reißige Volk der Burg sich gelagert, trat ihm Hirzhals entgegen, und zog ihn in eine verdeckte Nische, die ein Heiligenbild zierte. „Skomand,“ sagte der Ritter, „Dein Herr ist ungerechter Weise zum Gefangenen gemacht worden; ich will ihn retten, dort in jenem Thurme sitzt er. Halte heute Nacht sein Roß und das Deine bereit, wenn die Glocke zum Abendgebet läutet, habe ich ihn frei gemacht; schnelle Flucht sei seine Sorge. Jetzt geh und handle klug.“ — Der Knecht schaute den Ritter an mit Augen voll Dankes und sagte leise: „Schade, daß Du ein Christ bist, Herr! die Götter mögen über Deinem Haupte walten für immer.“

Als am Abend die Glocke ihren Ruf zum Gebet durch die Burg ertönen ließ, klirrte das Schloß vor dem Thurmgemache des Herkus Monte. Hirzhals trat ein, hinter ihm der Wächter des Thurmes. „Du bist frei Herkus,“ sagte der Ritter, „schnelle Flucht wird Dich retten. Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht mehr für Dich thun kann — thue ich doch alles, um die Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, die der Orden an Dir beging. Denke freundlich meiner,

Jüngling, wenn Du in der Heimath bist.“ — Herkus stand erstaunt ob der schnellen Befreiung, doch sein angeborener Edelmuth gewann schnell die Oberhand. „Nicht so,“ sagte er zu Hirzhals, „will ich befreit sein. Ich kenne die Geseze Deines Ordens, Ritter; Du wirst meineidig durch meine Rettung, und wenn ich es auch wollte, so kann ich doch nicht, denn ich habe geschworen bei der Asche meines Vaters diese Burg nicht zu verlassen, wenn nicht —“

Der Jüngling hielt inne; befremdet schaute ihn der Ritter an und fragte nach einer Pause: „Was kann Dich abhalten, meinem Rathe zu folgen, und warum hast Du geschworen, Herkus! was kann Dich an diese Burg noch binden? Das Schloß Deines Gemaches zerbricht der Wächter selbst, damit es heiße, Du habest Dich durch übernatürliche Mittel befreiet. Dein Knecht harret Deiner. Zög're daher nicht.“ „Und doch muß ich zögern, Ritter; ich gab mein Wort, und Fürstenwort ist heilig.“ „Dein Wort? wem hast Du's gegeben?“ fragte Hirzhals; „ist jemand auf der Burg, der solches Wort bedürfte? ich kenne Niemand.“ „Ein Mägdlein meines Volkes schmachtet in einem Gemache unter mir; ich habe die Götter zu Zeugen gerufen, daß ich sie nicht verlasse, und Herkus Monte hält sein Wort.“ Der Ritter wendete sich zum Wächter und fragte: „Ist ein Mägd-

lein in diesem Thurm verwahrt, und warum?“ „Walrad Wunderlich, der Vogt von Natangen hat sie hergebracht, und es sind 3 Tage, daß sie gefangen sitzt im untern Gemach dieses Thurmes,“ antwortete der Wächter. Auf diese Antwort zog der Ritter die buschigen Braunen zusammen und murmelte leise für sich: „Krieg mit Weibern!“ Darauf kehrte er sich wieder zu Herkus, sprechend: „Gott möge mir gnädig sein, wenn ich als Mensch handle und wider meine Ordenspflicht; es geschieht nicht aus Eigennuß. Ich habe einmal den Entschluß gefaßt, Dich zu retten; wohl! so nimm das Mägdlein mit, wenn Du ohne sie Dein Gefängniß nicht verlassen willst.“ Herkus schüttelte dem edlen Ordensbruder die Hand, dieser aber sagte leise: „Eile, jede Minute ist kostbar!“ Herkus, von ihm geleitet, stieg herab; der Wächter, dem Ritter treu ergeben, schloß das Gemach, in dem Belisa gefangen saß, auf, und der Jüngling riß die Staunende ohne Zeitverlust hinaus. „Schweige Mägdlein, schweige,“ flüsterte er ihr zu, als sie den Thurm verließen; „ein lautes Wort könnte uns Gefahr bringen.“ Der Ritter blieb zurück und die Flüchtlinge eilten in den Hof. Der Abend lag mit seinen dunkeln Schwingen auf der Erde. Herkus schwang sich auf das Roß, vor ihm auf den Sattelknopf hing Belisa, von seinem Arm gehalten, ängst-

lich an seine Brust geschmiegt; Skomand ritt hinter ihnen her. Nichts dergleichen ahnend ließen die Wächter die Zugbrücke fallen; im vollen Galopp sprengte der Befreite mit seinem Schützling darüber hin und nach wenig Minuten hörte man kaum noch einen Hufschlag; wie der Wind jagten die Hengste die Straße entlang. Die Eisdecke der Weichsel lag bald hinter ihnen, und die Finsterniß der Nacht deckte ihre Flucht.

Auf der Culmerburg aber ging das Gerücht, die falschen Bögen hätten den Reif Monte durch die Lüfte geführt; denn niemand ahnte, daß ein edler Ordensbruder ihn aus unverdienter Haft befreit.

Der erste Tag des Jahres 1261 war, wie schon erwähnt, trüb und rauh; der darauf folgende blickte heiter aus den allmählig verschwindenden Schneemassen am Horizont heraus und sein jugendlich Angesicht schaute freundlich auf Herkus und seine Mitbefreite. Jetzt erst hatte er Zeit, das Mägdlein näher zu betrachten. Wie eine bleiche Lilie lag sie in seinem Arm, die kalte Nachtluft hatte sie erstarrt; fast schien es, als wäre der Hauch des Lebens aus ihr entflohen. Und doch hatte die Kälte nur das Roth von ihren Wangen gestohlen; in den blassen Zügen lag der

ganze Reiz ihrer Schönheit. Herkus schaute mit leuchtenden Augen auf seinen schönen Schützling; noch nie hatte er solchen weiblichen Zauber, solche Anmuth gesehen; er fühlte seine Blicke unwiderstehlich auf dieß holde, regelmäßig schöne Antlitz zurückgebannt; er drückte sie inniger an seine Brust und hauchte warmen Odem über die herrliche Gestalt. „Belisa,“ rief er leise, seinen Mund zu ihrem Ohr beugend, „schlage Deine Augen auf, wir sind gerettet, die Heimath nimmt uns wieder auf.“

Das Mägdlein schlug die Augen auf und ihr erster Blick fiel auf das Antlitz ihres Retters; „wo bin ich?“ fragte sie flüsternd. „In meinen Armen, in Sicherheit,“ antwortete Herkus; „sieh, diese Fluren sind preussisch; jede Scholle, die der Huf meines Rosses betritt, ist ein Stück heimathlicher Erde.“ „Wie soll ich Dir danken, Herkus, für Deinen Edelmuth?“ „Danke mir nicht, holdes Kind! ein edler Christ ist unser beider Retter; doch wer bist Du, welchem Stamm gehörst Du an?“ „Dem der Barter; Diwan, der Feldherr ist mein Vater,“ antwortete sie; „nach Lenzenberg zum festlichen Gelage zog ich mit meinem Bruder Malubo; kaum dort angelangt, eilt er der Einladung des Bogts gemäß hinauf aufs Schloß, ich aber bleibe bei des Vaters Schwester. Als der Abend einbricht, flammt es am Horizont auf

in feuriger Lohe; die Todesangst um den Bruder treibt mich hin zur brennenden Burg, ich will mit ihm sterben, er ist des Vaters Liebling; ohne ihn zurückzukehren mit der Botschaft des schrecklichen Todes, traue ich mich nicht. Die Angst um ihn gibt mir Flügel, doch zu spät! — als ich schreiend mit aufgelöstem Haar hinkomme, stürzt das Gebäude in Trümmer — meine Sinne schwinden; als ich erwache, steht der Bogt mit grinsendem Lächeln vor mir, ich fühle mich gebunden und als Geißel fortgeführt nach der Culmerburg. Du, Herr, warst mein Retter! sieh die feuchten Augen, und laß den Thau, der aus dem Herzen dringend sie beneßt, ein kleines Zeichen sein meiner Dankbarkeit „ Das feurige Roß sprengte die endlose Schneefläche dahin. Die heftige Bewegung des Thieres nöthigte den Jüngling, seine schöne Bürde fester an sich zu schließen; so kam es denn, daß, als er wie durch magische Kraft angezogen, sein von der scharfen Winterluft geröthetes Antlitz niederbeugte, er ihre Wangen berührte, die trotz der Kälte warm und weich waren, seine Lippen streiften wie von ohngefähr die ihren, und ein leiser, glühender Kuß flammte darauf, den die holde Jungfrau schüchtern, mit geschlossenen Augen, duldete. Herkuß hatte bis zu dieser Minute kein anderes Gefühl gehegt, als das freilich hoherhabene, vielleicht dereinst der Retter seines un-

terdrückten Volkes werden zu können; jetzt empfand er den ersten Impuls der Liebe, den sein Feuergeist mit allen Flammen auffaßte, womit ein leicht entzündetes Gemüth, wie das Seine, solche aufkeimende Leidenschaft umgreift. „Belisa,“ rief er leise, und glaubte den Glanz von Rogus in ihren Augen zu lesen, „Jungfrau! Du bist das erste weibliche Wesen, das ich lieben kann. Ich habe noch nie geliebt, jetzt fühle ich, wie unnennbar groß der Liebe Macht sein muß, denn es ist mir, wie Du so von meinen Armen umfangen an meinem klopfenden Herzen ruhst, wohl, unendlich wohl. So möchte ich mit Dir in eine Wüste jagen, durch die Wälder reiten und ich würde ewig die Wonne fühlen, die mich jetzt durchglüht. Kommt mirs doch vor, als sei mein Leben bis jetzt eine dämmernde Nacht gewesen, in die nun mit einmal die Sonne in all’ ihrer Pracht strahlt; das Auge sucht den lichten Schein und doch ist es betäubt von dem Uebermaß des Glanzes; so auch ist’s mit mir. Das Herz ist mir so groß, so voll, und doch kann ich’s nicht in Worte sagen. Ich fühle daß Du in dieser kurzen Nacht in meine Seele Dich getheilt, daß diese bluten wird, sollt’ ich Dich verlieren auf immer. Sprich Belisa, was meinst Du?“ Belisa heftete ihre Blicke auf den Jüngling und lispelte: „Wie magst Du des armen Mägdleins spotten, Herr?“

Diese Worte verflangen in dem sich erhebenden Luftzug, aber Herkuß Ohr waren sie nicht entgangen. „Ja,“ rief er freudig, „die Götter lieben mich! Beim Eintritt in die Heimath führen sie ein holdes Weib mir zu; doch ich will dankbar sein, dankbar, wie nur ein Sterblicher sein kann. Hier unter blauem Himmel schwöre ich's, Belisa, Dir zu, ich will mich Deiner Liebe werth machen. Diese Faust soll nicht ruhen, dieser Kopf nicht aufhören zu denken für das Wohl meines Volkes. Die heimathliche Erde speie meine Asche aus, wie die eines Verworfenen, wenn ich feig von dem Entschlusse der Rettung abstehe; der Scheiterhaufen lasse meine Gebeine unversehrt, die Flamme fliehe zurück vor der Leiche des Meineidigen, der Feind treibe seinen Spott mit mir und das Firmament sei meinen Blicken verdunkelt, wie die Thore von Rogus meiner Seele verschlossen! Euch, ihr Götter, ruf' ich an zu Zeugen meines Schwures. Der Held meines Volkes will ich sein, oder Eure Rache falle auf mein Haupt. Belisa! bin ich nach diesem Eide Deiner Liebe würdig?“ —

„Was thust Du, Herr?“ rief die Jungfrau, und ihr Antlitz, schaamgeröthet, wie das der jungen Sonne, verbarg sich an seiner Brust.

Skomand, der gewöhnlich das Aushülfsmittel seines Herrn war, wenn dieser wenig Beschäftigung oder

gar Langeweile empfand, verwunderte sich an diesem Morgen nicht wenig über dessen Stillschweigen. Er ritt deshalb in schwerem Nachsinnen über dies Unerklärbare einige zehn bis zwölf Schritte hinter ihm her. Es ist allerdings äußerst unangenehm so allein wie ein aufgegebener Nachzügler in ununterbrochenem Stillschweigen einherzutrabem; um diese Einsamkeit in etwas zu mildern, hielt er Betrachtungen, deren Refrain gewöhnlich endete: Mein Herr hat sich geändert, wie der heutige Tag gegen den gestrigen. Warum spricht er nicht und reitet so frisch zu, als säße der alte Skomand zwischen dem Sattel und dem Schweife seines Rosses hinter ihm. Wenn ich nicht irre, so vergnügt ihn die Jungfrau mehr, als wenn ich ihm von den alten Sagen erzähle, von dem Feuer-tode der Götter Wurskailo und Schwambraitto, und von der Wasserfrau des Drausensees! — Nachdem er über dieses Kapitel seinen kleinen Kopf angestrengt, und endlich die Wahrscheinlichkeit einsah, daß dieses Mädchen mehr Interesse bei seinem Herrn erzeuge, als seine langgedehnten Geschichten, trabte er ärgerlich den Weg dahin. Einige Stunden vergingen ihm auf diese Art, der langsamere Schritt seines Gauls deutete ihm die Entkräftung des Thieres an und er bemerkte zugleich, daß der Hengst, der Herkus und Belisa trug, ebenfalls schwerfälliger dahintrabte.

Seine ganze Sorgfalt für die übermüdeten Thiere wurde dadurch in Anspruch genommen, er schaute überall sich um, — nichts als flache endlose Schneefelder; nur seitwärts nach der Weichselgegend tauchte das dunkle Schwarzgrün eines Waldes auf. Er lugte also hinüber nach dem Forst; da gewahrte er, daß ihnen entgegen aus der Baumnacht ein Zug Reiter sprengte. Die weite Entfernung ließ nicht erkennen, ob die Herannahenden Landsleute oder vielleicht Ordensritter seien; deswegen fand er sich genöthigt, seinen Herrn aus dem süßen Gefose zu wecken. Herkus hielt an auf das Geschrei des Knechtes und schaute zurück mit sorglichem Blick; denn er glaubte fest, dem Alten sei ein Unfall begegnet; doch dieser zeigte hin auf den nahenden Trupp und bemerkte daß seine Augen zu schwach wären, Freund von Feind zu unterscheiden. Der Jüngling richtete die scharfen, jugendlichen Blicke nach der bezeichneten Richtung und bald flog ein freudig Lächeln über sein Gesicht. „Gelobt sei Kurcho!“ rief er, „jetzt sind wir außer aller Gefahr, es sind Landsleute!“ Gleich als verstände das Roß seines Herrn Worte, so griff es mit erneuerter Kraft aus und den Nahenden entgegen. „Mein Vater, mein Vater!“ schrie Belisa, als sie näher kamen, und als sie den Trupp erreicht hatten, glitt sie an des Hengstes Seite pfeilschnell zu Boden; ohne

daß Herkus sie halten konnte, warf sie sich nieder in den Schnee vor dem bäumenden Rosse einer hohen, majestätischen Männergestalt, aus deren Augen der Heldenmuth bligte, womit der Name Diwan, der Barterfeloherr, unzertrennlich verknüpft war. „Reißt das Roß zurück, es zertritt die herrliche Maid!“ rief Herkus in Angst; denn die Vorderhufen des starken, schnaubenden Thieres schienen fast über Belisas Haupt zu schweben und eine Sekunde Verzug gefährdete ihr Leben. Der Reiter, der Jungfrau Vater, obgleich aus jeder seiner Bewegungen der Ausdruck großer Körperkraft leuchtete, vermochte doch nicht den steigenden Hengst plötzlich zu gewältigen; auf jedem Antlitz lag der Ausdruck des Entsetzens. Eben sprang Herkus herab von seinem Thiere, um Diwans Hengst bei dem Zügel auf eine andere Seite zu reißen; doch er kam zu spät. Belisa kniete unversehrt an der nämlichen Stelle. Das früher bäumende Thier stand mächtig schnaubend, lammesfromm vor der Jungfrau und streckte wie zum Zeichen des Grusses seinen großen Kopf über ihre Schultern; das kluge, treue Thier hatte Belisas Stimme gehört und die Wohlthäterin erkannt, die es zuweilen mit kräftigem Brod gefüttert. Herkus hob das Mädchen auf und trat mit ihm an die Seite des Rosses; wenige Worte waren hinreichend und Diwan war unterrichtet, ja sogar

von dem Wunsche des Jünglings, die Jungfrau die Seine zu nennen. Lustig trabte jetzt der Zug durch den Wald zurück und als die Bäume immer lichter wurden, breitete sich ein großes gastliches Dorf aus, aus dessen Essen wie graue Basaltsäulen der Rauch ferkengrade emporstieg. „Gelobt sei Kurcho,“ sagte Skomand mit den dampfenden Schornsteinen liebäugelnd, „endlich nach einem Ritt von 15 Stunden eine Erquickung! ich werde wohl ein Bärenviertel brauchen, um meinen Magen fürs Erste mit etwas zu beschäftigen; denn diese Nacht hat ihm mehr Schaden gethan, als ihm je geschehen. Bei Pikolloß, ich fühle einen fürchterlichen Hunger!“ Herkus und Skomands Wünsche wurden in Diwans Hause vollkommen gerechtfertigt. Der Erstere hatte sich eine Lebensgefährtin erworben, der Zweite seinen Magen auf das Beste gepflegt. Jedoch waren die Tage, welche Herkus in Diwans Hause vollbrachte, nicht allein den süßen Ländeleien der Liebe gewidmet; ein anderes heiliges Werk, an dem das ganze Preußenvolk Theil nahm, wurde in den langen Nächten in tiefer Todtenstille gefördert. Es war der Aufstand gegen das Regiment der Ordensherren. Boten von nah und fern, edle Preußen aus den verschiedenen Landschaften kamen hier unter dem Scheine froher Gelage zusammen; wenn aber die Nacht herniedergesunken

und ihren Leichenmantel über Feld und Wald breitete, dann schlichen in schützende Bärenfelle gehüllt, hohe, kräftige Gestalten durch die Dunkelheit dem nahen Forste zu, dessen tausendjährige Eichen Zeugen vergangener Geschlechter waren. Gluthroth tauchte Fackellicht zwischen den Gebüsch auf; als glühete die Sonnenkugel bei großer Kälte wie eine blutige Scheibe durch die Zweige und Aeste, so zog der glühende Dunst sich lang hin in das tiefe Dickicht des Waldes; ein weiter Kreis Bäume war ausgerottet; gewaltige Feuer brannten auf dem freigemachten Plaze und beleuchteten einen langen Vorhang, der von der Krone einer der höchsten Eichen des Forstes bis auf den Boden herabhing und dem Volke den Anblick der Götter verbarg. Priester lagen hier wie Wahnsinnige im Starrkrampf auf der Erde und ihre stieren Blicke, unarticulirten Töne, convulsivischen Bewegungen und Zusammenziehen der Glieder deuteten an, wie sehr sie zu den Göttern aufstiehn um Hülfe und Beistand. Das Volk heulte laut und schrie mit ausgestreckten Armen zum Himmel; die hochlodernde Opfergluth flammte wie eine Säule empor und das gespenstische Säuseln des durch die Zweige dahersahrenden Windes vermählte sich mit den Ergießungen der Menschenkinder und trug auf den leichten Flügeln ihr Geschrei und ihr Flehen hinaus in das unendliche

III. Wenn den Göttern die nöthige Verehrung gegeben, reiheten sich die Männer in einen dichten Kreis um die prasselnden Feuer und es wurde Rath gehalten und jeder schwur für die Freiheit zu kämpfen bis zum letzten Hauche. Der Mathäustag des Jahres 1261 sollte den Vorhang fortziehen von dem gräßlichen Schauspiele. Graute der Morgen in Osten, verloschen Feuer und Opfergluth, nur die Fackeln schlängelten ihren dunstigen Schein durch die verschlungenen Waldpfade; das ängstliche Flattern der aufgestörten Vögel allein belebte für kurze Zeit noch die Einsamkeit; war auch dieses verstummt, dann lagerte sich die heilige Ruhe der Nacht wieder über den Forst, der nur von einigen Waidelotten zur Wartung des Heiligthums bestimmt, bewohnt war.

Die Versammlungen wurden so geheim gehalten, daß die Ordensritter auch nicht eine Spur davon erfuhren; unter der stillen todtscheinenden Asche glimmte unvermerkt der Funke, der beinahe zum riesigen Brande angewachsen, die Herrschaft der Christen im preussischen Lande vertilgt hätte. Als alles festgesetzt war zum Mathäustag, trat eines Tages Herkus zu Diwan und sprach: „Leb' wohl, Freund! Wenn der Tag vergangen ist, der bestimmt zum heiligen Befreiungswerke, sende ich Dir den Wagen für Belisa, meine Braut, der sie mir zuführen soll. Leb' wohl

und bleib' mir treu! — Belisa stand im Kreise ihrer Gespielen, als Herkus ihre Hand faßte, mit einem Russe Abschied nehmend von der herrlichen Jungfrau. Noch einmal sah er in die lichten Sterne, die seinem Lebenspfade leuchten sollten; noch einmal sog er seine Blicke die edlen Formen in sich, dann warf er sich auf sein Ross und Skomand hatte Noth, dem liebeglühenden Jüngling, der dahin brauste gleich der Windbraut, zu folgen. Belisa aber schien im innern Zwiespaß mit sich selbst zu sein; obgleich ihre Augen oft auf dem kühnen Antlitz des Verlobten weilten, so gab es wieder Minuten, wo sie sich mit Thränen füllten, wo ihr die Brust so bang und schwer war, wo sie ein Weh im Herzen fühlte, von dessen Grund sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Als Herkus ihren Blicken entschwunden war, stand sie sinnend, die Augen zu Boden gesenkt; ihre Rechte hatte sich auf die Brust gelegt, als wolle sie etwas unterdrücken, Thränen rollten über ihre Wangen und sie sagte zu sich selbst: „Warum wein' ich? Was quält mich so im Herzen? Sind es doch Empfindungen, für die ich keine Worte habe, die ich nicht aussprechen kann. Arme Belisa, lege Dein widerspenstiges Herz in Fessel, presse es zusammen, daß es blutet, vielleicht bringt dir das Blut Erleichterung, denn es ist ja Herzensblut, Thränen der weinenden Seele. Ich liebe

ihn, und liebe ihn nicht; er zieht mich an, und stößt mich ab; schaue ich in sein muthblißendes Auge, möcht ich ihm im Entzücken ans Herz fliegen, möcht' ihm zurufen: Herkus, mein Seele ist Dein, Belisa gehört Dir auf ewig! Doch wendet er sich zu mir, spricht sein Mund Worte der Liebe zu mir, umfaßt mich sein Arm, so rieselt ein Schauer durch mein Gebein, es drängt mich weg von ihm, ich fühle einen Abgrund, der zwischen mir und ihm den Rachen aufreißt, deutlich flammt es auf in mir: der Held, der Retter des Landes gehört den Göttern an, er liebt nur seinen Ruhm, dich nie, Belisa; seine Liebe ist ein Gaukelbild, sie macht Dich unglücklich! — Anbeten könnt' ich ihn, wie Potrimpos, den segenspendenden Gott, aber lieben, ihm angehören von Grund der Seele — ich kann es nicht!“ —

So theilten sich zwei seltsame streitende Gewalten in das Wesen der Jungfrau; an den Entfernten gedachte sie mit Liebe, doch der Nahestehende stieß sie ab. Niemand ahnete etwas von diesen Gemüthsbewegungen, obgleich ihr stilles Wesen bemerkt wurde; doch man glaubte, daß die Sorge für Herkus, ihr jetziger Stand als Verlobte also auf sie wirke, daß sie mehr abgeschlossen in sich lebe; überhaupt wich Belisa in vielen Dingen von der fröhlichen Schaar ihrer Gespielinnen ab; schon ihr Aeußeres verrieth

mehr Zartheit des Geistes; diese edlen Formen, dieser blendende, fast durchsichtige Alabaster ihres Gesichts, jede ihrer Bewegungen, leicht und ätherisch, zeigten von der klaren, mehr fühlenden Seele. Wie hätte diese Hülle so zart sein können, wenn der Hauch, der sie belebte, nicht rein und zart gewesen? Sie flog in das für sie bestimmte Gemach, warf sich nieder, verhüllte ihr Antlitz, still weinend; da kam ein leiser Schummer über sie und des Traumes bunte Welt zog vor ihren inneren Blicken vorüber, gleich den Nebelbildern eines Schattenspiels. Aus den verworrenen Gestalten, die im Anfange wie graue Wolken sich zusammenballten und dann wieder zerrissen, um sich in deutliche Umrisse zu zwingen, hob sich das Bild eines Mannes, der gar zärtlich die Jungfrau umsing, ihren Namen ihr ins Ohr rief und ihren schwellenden Mund mit glühendem Kusse versiegelte. Da schlug sie im Traum die Augen auf und schaute den weißen Ordensmantel mit schwarzem Kreuz, der von den Schultern des Mannes herabwallte, und ein leiser Schauer wollte sie ergreifen; als sich aber ihr Blick auf das Antlitz des Ordensritters wendete, da wich der Schauer schnell von ihr, wie der Nebel vor der strahlenden Sonne, und sie schmiegte sich überwältigt von einem unnennbaren Gefühl an seine Brust und horchte den Worten seines Mundes, die also zu ihr

redeten: „Belisa, Jungfrau, willst Du mich fliehen, weil ich das Kreuz trage und einen andern Gott anrufe als Du? Du bist mein von diesem Augenblicke, ich fühle den Himmel in Deiner Nähe, und Gelübde und Kreuz soll mich nicht hindern Dich zu lieben.“ Als diese Worte in ihr Ohr klangen, fühlte sie sich erhoben von des Ritters Arm und auf ein stattliches Roß gesetzt, das wie auf den Flügeln des Windes von dannen brauste. Die Gegend aber, die sie verließ, war ihr fremd; nur noch in weiter Ferne schallte ihr der Ruf: Belisa, Belisa wo bist Du? nach, und sie währte Herkus Stimme zu hören.

Nach und nach verschwammen die Gebilde ihres Traumes, das des Ritters allein leuchtete noch wie ein heller Stern, als ihr Schlummer in dem Zustand jener Dämmerung überging, der gewöhnlich dem gänzlichen, bewußtvollen Erwachen vorangeht. Sinnend lag sie lange noch auf dem Lager, dem mächtigtn Eindruck sich hingebend, den dieser Traum auf sie hervorgebracht. Mit ihrem Erwachen war es, als sei sie zu einem neuen Leben erwacht; ein niegeahntes Gefühl durchzitterte ihr ganzes Wesen. „In seinem Arm, an seiner Brust ist Wonne; ihn allein in dieser Welt könnt' ich lieben, aber es ist Traum — ein schöner Traum nur! arme Belisa, warum quält Dich die Hoffnung noch? Verschließe Dein Herz, der

Traum wird dich nie beglücken! — Vor dem schönen Gebilde ihres Schlummers wich das Andenken an Herkus; das erstere hatte so allmächtig auf sie gewirkt, daß ihre Seele eine Leidenschaft nach und nach zu der Traumgestalt faßte; in dieser stillen, aber desto gefährlichern, Schwärmerei verflossen ihr die Tage und sie sehnte sich nach jedem Abend, denn er brachte in seinem Gefolge die stille Nacht und diese den wie derkehrenden Traum, der immer neu und glühend, die Jungfrau in sein Zauberreich führte.

Dunkle Nacht lag noch auf der Erde, als die ersten Stunden des Mathäustages schon vergangen waren. Die Nacht war heilig, kein Preuße, der es treu meinte mit Freiheit und Vaterland, hatte sich dem Schlaf hingegeben, jeder war bereit zum schweren Rettungskampfe. Aus den Wäldern tauchte wieder der Fackeldunst auf, alle streitbaren Männer waren in feierlicher Stille um die Opferflamme in dichten Reihen gesammelt, die Waidelotten beteten leise, aber inbrünstig, dann sprachen sie begeistert zu dem Volke und verkündeten den Sieg; um sie zu stärken und zu entflammen, rollte der Vorhang auf, der die Götterbilder verbarg, über die der Schein der unten am Boden lodernden Feuer gespenstisch aufzuckte. Alles

Volk warf sich nieder bei dem seltenen erhabenen Anblick. Kaum wagten die, dem gewissen Tod sich weihenden, Krieger die Augen aufzuschlagen auf die Figuren des Donnergottes Perkunos, der als ein feuriger gewaltiger Mann abgebildet war, um dessen Haupt künstliche Flammen und Blitzstrahlen loderten; des Potrimpos, des Gottes des Ackerbaues, der von seinem hohen Standpunkt herniederblickte, ein schöner blondgelockter Jüngling, zu seinen Füßen den Topf, aus dem die ihm geheiligte Schlange ihren spizen Kopf hervorstreckte, und des Gottes des Todes, Pikollos, dessen Beschreibung schon erwähnt wurde. Die Waidelotten warfen Weihrauch, Früchte Getreide und Thiere, den Göttern zu Ehren, in die Opferflamme und stimmten leise den heiligen Gesang an, in dem das Volk einstimmig einfiel. Der Grive, (Oberpriester) rief dann den Segen herab auf die Waffen der Kämpfer und der Vorhang rauschte nieder, die Gottheit verhüllend. Allmählig lichtete sich der Osten in Grau, die nächtlichen Umrisse der Wolken wurden heller, ein kaum merkbarer Streifen schwamm am östlichen Horizont, aber er war so dunkel, so blutschwarz, daß nur ein scharfes Auge dazu gehörte, diesen Gegenstrahl der Morgenröthe von dem aus Nacht ins Grau überspielenden Farbenwechsel zu unterscheiden. Jetzt brach das Volk auf, diese schweigende Dämmerung war

das Signal zum Blutwerk; als die Morgenröthe mit ihren Feuerwolken über die Nacht triumphirte, der junge Tag sein Haupt schüchtern aus dem feuchten Nebeldunst erhob und über die Erde schauete, die er erhellen und freundlich machen sollte, da quoll ihm dichter Rauch entgegen und Flammen streckten ihre gefrässigen Zungen zu ihm auf und Angst und Siegesgeschrei klang verworren dem Ankömmling zu, aus dessen Gefolge der Sturm hervortrat mit kaltem Hohn, sich aufmachte und daher brauste, zwischen die Flammen blasend, daß der Widerschein der ungeheuern Lohe am Himmel eine zweite künstliche Morgenröthe schuf. Das empörte Preußenvolk hatte den Bürgengel niedgerufen und er flog an diesem Tage wie ein Rachegeist vor den wilden, um ihre Freiheit kämpfenden, Schaaren und gab ihnen den Sieg. Es war ein entsetzlicher Kampf, ein Kampf, wo die Unterdrückten, die jetzt das Schwerdt der Vergeltung führten, die Menschlichkeit abstreiften im wilden rachedurstigen Grimm. Das Auge des Himmels schauete nieder auf die Greuel, die weder das zarte Alter der Kindheit, noch die Schwäche des Greisenalters schonen; alles, was den Namen Christ trug, wurde erbarmungslos gemordet. Städte und Burgen brannten in dunkler Gluth und beleuchteten schauerlich die Scenen des Blutdurstes. Nur die waren gerettet, die

sich rasch in eine feste Stadt oder Burg geflüchtet, die im Stande war, dem ersten Sturm der Preußen zu trohen. Der einzige Damm, der sich dem wüthenden Strome entgegen stellte, waren die Ordensritter. Kühn sahen sie dem gewissen Tode entgegen, sie kämpften für den Ruhm ihres Glaubens, die Heiden um den köstlichen Besitz der Freiheit. Die Schlacht, die zwischen beiden Theilen entbrannte, war die fürchterlichste, die je zwischen ihnen geliefert wurde, und der Mathäustag glänzte von da ab mit blutiger Schrift in der preußischen Geschichte; für die Ordensritter aber war er ein Tag der Trauer, denn ihr Verlust war furchtbar, fast alle Helden sanken hier in den blutigen Staub. Thaten wurden verübt, die dem rohesten Krieger Ehrfurcht abgepreßt hätten, doch es war nicht der Ort zu ihrer Würdigung, denn Held stand gegen Held, jeder überbot den Andern. Wie ein Gott flog Herkus auf seinem Rosse durch die Reihen der Kämpfer, sein Anblick ermuthigte die Krieger, sein Beispiel leuchtete ihnen herrlich vor; überall war er gegenwärtig, wo das scharfe Schwert der Ordensritter die Schale des Siegs zweifelhaft machen konnte. Wo er erschien, blühte der Sieg; der Jüngling hatte alles abgelegt, was nur irgend auf eine frühere Verbindung mit Christen deuten konnte. Ein eng anschließender kurzer Rock aus Wollzeug von

weißer Farbe, der Brust und Hals offen ließ, nur bis zum Knie reichend, war der Haupttheil seiner Kleidung. Um seinen Leib schmiegte sich ein Gürtel, geziert mit blanken Metallplatten und Bernsteinkugeln, der das Gewand mittelst einer hellglänzenden Metallschnalle zusammenhielt. Der unbedeckte Nacken, von den langen blonden Locken verhüllt, die in reicher Fülle unter der spizigen Mütze von glattem feinem Pelzwerk hervorquollen und im Winde flatterten, trug eine goldene Kette, eine ungewöhnliche Zierde. Seine Beine bedeckten lange Beinkleider, und die Füße bis zur Wade hinauf waren mit breiten wollenen Bändern zierlich umflochten, um solchergestalt ein Paar Schuhe von Leder festzubinden. An der Decke seines Rosses hing eine mächtige Streitkeule, unten mit Blei gefüllt, um ihre Schwere zu vermehren; sie war die Hauptwaffe eines preussischen Kriegers. Außer ihr führte er noch kleine Wurfkeulen im Gürtel, seine Rechte führte das Schwert und seine Linke war mit einem Schilde versehen, um sich gegen jeglichen Angriff zu decken. So gerüstet brauste er auf seinem wilden Rosse in die dichtesten Haufen und sein Schwert mährte, wie die Sichel des flinken Schnitters. Der Sieg war entschieden, der Orden hatte eine furchtbare Niederlage erlitten, das Christenthum war fast zertrümmert; nur wenige Ritter entflohen,

um die schreckliche Kunde dem wenigen Ueberrest der Brüder in den noch geschützten Burgen mitzutheilen. Viele waren gefangen, nur einer wehrte sich noch wie ein grimmiger Löwe; es war Stenzel von Bendeheim. Er wollte sich nicht ergeben und stürzte mit hochgeschwungener Waffe in die dichten Reihen der Heiden, sich blutige Bahn brechend. Was sein Schwerdt nicht niedermähte, sank zertreten unter den Hufen seines Streithengstes, der wüthend wie sein Reiter, alles um sich her niederhaute, als wolle er dessen blutige Anstrengungen kräftig unterstützen. — Schon wichen entsetzt vor dem Helden die dichtgedrängten Schaaren und fast hatte er das Ziel seines Riesenwerkes, eine freie Bahn, sich errungen, als Herkus ihm entgegen sprengte. „Ergieb Dich, Ritter!“ rief er ihm zu; „ich schenke Dir das Leben, bei meines Vaters Asche!“ „Wer bist Du, schändlicher Heide!“ donnerte Stenzel, „der Du es wagst, also zu einem christlichen Ritter zu sprechen?“ „Herkus Monte bin ich!“ entgegnete der Jüngling. „Bei meinem Feldherrneid, Du sollst das Leben haben!“ „Behalte Dein Geschenk, armseliger Heide,“ rief Stenzel verächtlich. „Glück dem Christen, der nicht bis zum letzten Hauche sein Leben vertheidigt und seines Glaubens Ehre.“ Gewaltig wie ein aufbrausender Sturm tobte des Ritters Hengst auf Herkus zu.

Stenzel erhob sich im Bügel, um mit furchtbarer Kraft den Führer zu den Leichen zu betten, die bereits von seinem tapfern Schwerdte getroffen am Boden lagen. Alles wich zurück, die Schlacht wurde jetzt ein Zweikampf. So stürmte der Ordensritter gegen Herkus, dieser aber richtete das scharfe Auge auf die seines Feindes, und als dieser den tödtlichen Hieb gegen ihn führen wollte, riß er sein Roß auf die Seite, daß der Ritter unter dem Gewicht seiner eigenen Kraftäußerung fast vom Hengste stürzte. Ehe dieser sich noch zusammenraffen und wieder fest im Bügel stellen konnte, fuhr Monte's Schwerdt wie ein Blitz ihm zwischen die Halsschienen und mit lautem Schrei stürzte der Held auf den blutgetränkten Boden; sein Blut quoll in breitem Strome unter der getrennten Halsberge vor, und in wenig Minuten war der Tapfere verschieden. Die Luft aber erschallte von dem Jubel der Krieger, die den Namen ihres Führers in wilder Freude zu den Wolken aufschrieen. Herkus stand, tief erschüttert von dem Fall des Helden, vor seiner Leiche, und aus seinem Innern stahl sich die Frage an das Schicksal: werde auch ich einst solch einen Heldentod sterben? —

Der Abend, der diesem blutigen Tage folgte, war der Erste wieder, an welchem das frei athmende Preußenvolk sich dem ungezähmten Triebe der Freude

hingab. Hütten wurden in der Eile auf dem Schlachtfelde aufgeschlagen, Siegeslieder tönten von allen Zungen, große Feuer loderten auf der weiten Ebene lang hin; die Krieger hatten sich drum gelagert und streckten die gewaltigen Glieder nach dem mühevollen Tagewerk, große Becher Bier leerend und sich gutlich thuend an geröstetem Brod und Fleisch. Aber nicht alle, die da um die Feuer lagerten, waren frohen Muthes; manche Brust hob sich bang und schwer, in mancher kochte der Grimm und manches Auge starrte zum Himmel auf, um da oben einen Trost zu suchen, der auf Erden ihm verschwunden war durch die Wendung des Schicksals. Die gefangenen Ordensritter lagen gebunden in Mitte ihrer Sieger und mußten über sich den Hohn ergehen lassen, dem der Besiegte fast immer ausgesetzt ist, der aber hier noch tausendmal mehr geschärft wurde durch die Wuth, die in den Gemüthern der Sieger loderte, durch die Erinnerungen so vieler Leiden, die sie durch die nun Besiegten erlitten. Jeder will das erduldete Unrecht tausendfach vergelten und die Rache kennt keine Sättigung. Der Mensch tritt aus sich selbst heraus, er überbietet die Ungeheuer der Wüsten, um sich die höchste Wollust, Rache, zu verschaffen. Es gibt kein Geschöpf, das mehr Schauder einflößt, als der rohe Mensch, der alle Banden zerrissen und dem das Glück

gegen seinen Tyrannen beigestanden, ihn zum Gebieter desselben gemacht; scharfsinnig studirt er die Qualen der Hölle, um sich zu entschädigen für vergangene Leiden. Am meisten stillten die Sieger ihren Rachedurst an den christlichen Priestern und Ordensrittern, für welche sie ganz neue Martern erfannen. Da das ganze Land, durch welches die Burgen des Ordens zerstreut waren, mit einem Zeichen zum Aufruhr griff und auch siegte, so ertönte an diesem blutigen Tage mancher Weheruf, manches Klaggeschrei zum Himmel; so erzählt die Geschichte Züge von Grausamkeit, von denen ein einziges Beispiel hinreichend sein wird, den Charakter der Preußen bei diesem ihrem Siege, und zugleich die schreckliche Lage der gefangenen Ritter zu bezeichnen. Ein alter Priester war von den Kriegern unter der Anführung Glopows, des Warmier Feldherrn, gefangen worden; die Wüthenden legten ihn zwischen zwei schwere Balken und zerquetschten ihn langsam, um, wie sie höhrend sprachen, keinen Tropfen seines heiligen geweihten Blutes zu vergießen. — Die Waidelotten selbst ermunterten die Krieger zur Rache und sie sprangen auf von ihren Lagerfeuern, schleiften die gebundenen Ordensritter vor die in Eile gebaute Hütte Herkus Monte's, um in seiner Gegenwart ein Opfer für ihre Götter aus der Gefangenen Zahl zu haben. Obgleich

Herkus seinen Abscheu vor Menschenopfern äußerte, so mußte er dem wüthenden Volke doch nachgeben, und das Loos um ein Menschenleben entscheiden lassen. Als er die Ritter sah, erblickte er unter ihnen seinen Freund, seinen Retter Hirzhals, der fest ihn anschaute mit der Miene des Vorwurfs. Der Jüngling verhüllte sein Gesicht, das Loos fiel, Hirzhals war das Todesopfer. Der Jubel des blutdürstigen Volkes umringte den Ritter, um ihn hinwegzuschleppen; da stürzte Herkus, außer sich, zu ihm hin, ihn umfassend und den Kriegern zurufend: „Haltet ein! das Loos soll noch einmal geworfen werden.“ „Was thust Du? fragte Hirzhals leise. „Laß mich, ich will Dich retten!“ flüsterte ihm Monte zu. Das Volk schaute verdutzt auf seinen Feldherrn; doch die Liebe, die es zu ihm trug, besiegte jedes Bedenken; noch einmal wurden die Loose geworfen und abermals traf es Hirzhals; da durchfröstelte den Jüngling ein eisiger Schauer, als ob er selbst das Opfer wäre. Der Griwe trat festen Schrittes auf Hirzhals zu um ihn fortzuführen; Herkus aber stellte sich zwischen ihn und den zum Tode Bestimmten und sagte: „Halt ein, ehrwürdiger Griwe, ich habe keinen Theil von der Beute begehrt, dafür fordre ich dieses Mannes Leben.“ — „Die Götter haben ihn sich zum Opfer erlesen,“ sprach der Oberpriester eintönig, „das

Loos steht in ihrer Hand.“ — „Nun denn,“ rief Monte freudig, daß er noch einen Einwand fand; „mich lieben die Götter, Ihr alle habt's heut gesehen im Sturm der Schlacht; so werft noch einmal das Loos, trifft es ihn wieder, so stehe ich zurück; denn dann haben die Himmlischen ihren Willen gezeigt und Der sei gelobt.“ — Der Oberpriester warf einen langen Blick auf den Sprecher; dieser aber, der die Mißbilligung in seinem Auge laß, wendete sich zum Volke und rief mit seiner klangvollen Stimme: „Männer, wo ist die Liebe, die Ihr mir vor wenig Minuten noch gezeigt? ist sie schon entflohn, weil ich es wage, um ein mir theures Freundeöleben mit den Göttern in die Schranken zu treten — 's gilt ja nur einen einzigen Wurf — den Göttern bleibt ihr Opfer, falle das Loos auf diesen oder einen Andern. Euch aber wird Herkus Monte dankbar sein für den Beweis Eurer Liebe!“ Da erhoben sich viele Stimmen zu seinen Gunsten, und zum drittenmal wurde das Loos geworfen und traf zum drittenmale den Ritter. Herkus erbleichte, der Gedanke schmettete ihn nieder, daß sein Freund und Retter den Feuertod erleiden sollte. „Hirzhalb“, sprach er schnell aber leise, „ich will, ich kann nicht undankbar sein gegen Dich; retten kann ich Dich nicht, aber sterben will ich mit Dir; ich löse Deine Stricke und vereinigt

kämpfen wir gegen die, so Dich zum Scheiterhaufen schleppen wollen; unter ihren Keulen finden wir den Tod.“ — „Du hast gethan, was Du konntest,“ entgegnete der Ritter, „Du darfst nichts weiter thun, es ist umsonst! Gott selbst ruft mich zum Tode für den Glauben, und freudig will ich sterben. Verlaß mich, Du kannst noch Gutes wirken und vieles Böse verhindern, dies binde Dich an's Leben. Nimm meinen Dank für Deine Lieb' und Treue, und lebe wohl!“ So sprechend umarmte der edle Held den preussischen Feldherrn, der sich das Antlitz verhüllend von ihm abwandte und in die Hütte stürzte, um mit sich und seinem Schmerz allein zu sein. Hirtzhalb aber betete laut zu dem barmherzigen Gott, der ihn des Martyrerthums würdige. Die Heiden umgürteten ihn darauf mit dreier Männer Rüstungen, hoben ihn auf sein Roß und begannen den Holzstoß um ihn her aufzuschichten. Der Ritter, der zu Ehren des wahren Gottes ein frommes Lied sang und also vorbereitet seinen qualvollen Tod erwartete, wurde unangenehm gestört durch die tiefe Stimme eines Weibes, das nahe zu ihm hintrat, aus einer Linnendecke die hölzerne Figur des Gottes Pikollos wickelte, und sie ihm vorhielt, rufend: „Kennst Du dies Bild noch, Christ? kennst Du mich? Gedenkst Du des Fluches, den ich über Dich sprach, und der Strafe, die der beleidigte

Nikolos über Dich verhängte? Es ist alles eingetroffen! Bald werden die Flammen wie die Geister der Pekla Dich umflattern, und Du wirst verstummen in der fürchterlichen Gluth. Nun, rufe Deinen Gott, Christ, rufe ihn, daß er ein Wunder thut und Dich kühl hält mitten in den Flammen — rufe ihn doch, Gottesmörder!“ —

Eine kreischende Lache begleitete Brailams Rede, während sie dem Ritter das zusammengeleimte Götzengbild vorhielt; dieser aber hob seine Augen himmelwärts und seufzte: „O Herr, vergib der Unwissenden die Lästerung — meiner Seele aber erbarme dich gnädig, mein Heiland!“ Der Holzstoß war aufgeschichtet, die Flammen loderten wild an ihn hinan und nach wenig Minuten spiegelte sich die glühende Loh an den Wolken wieder; die Heiden aber stimmten ein wildes Lied an und viele tanzten jauchzend um den brennenden Scheiterhaufen. Der Jubel drang auch in die Hütte von Herkus Monte und auch der blutrothe Schein der gefräßigen Flammen zuckte durch die breiten Spalten des vor wenig Stunden erbauten Schutzdaches; da faßte ein stechender Schmerz den jungen Helden und — er weinte laut.

Herkus Monte war der Name, der durch das ganze Preußenland tönte, der in allen Gefängen des befreiten Volkes lebte. Beinahe drei Monate waren vergangen seit dem blutigen Mathäustag, nur wenige Burgen des Ordens hielten sich noch — es war eine Art Ruhe, Waffenstillstand von beiden Seiten eingetreten; jeder Theil war ermüdet von der gräßlichen Blutarbeit. Diese Ruhezeit benutzte Herkus Monte, um Belisa hineinzuholen in sein Eigenthum. Die Gebräuche, so bei dieser Feierlichkeit herrschend waren, gründeten sich lediglich auf die Sitten und Götterverehrung der Preußen und möchten wohl jetzt seltsam scheinen. Ein schön geschmückter Wagen, von muthigen Rossen gezogen, von einigen Freunden des Feldherrn begleitet, langte an vor dem gastlichen Hause Diwans. Reiche, kostbare Geschenke brachten die Begleiter dem Vater der Braut, als Kaufgeld für die Tochter. Diese aber stand marmorbleich in der Mitte der Thren, heiße Thränen rollten aus ihren Augen — ein unnennbarer Schmerz durchzuckte die holde Jungfrau, sie mußte jetzt Abschied nehmen von dem schönen Gebilde ihrer schwärmerischen Einbildungskraft, die Zukunft blickte sie an wie eine trübe Nacht, die kein freundliches Sternlein erhellt. Der Bitte nach mußte die Braut einen rührenden Abschiedsgefang anstimmen, in dem ihre versammelten

Gespielinnen sie unterstützten. Belisa, wie eine bleiche Rose auf die Schulter ihrer liebsten Freundin gestützt, erhob ihre Stimme und sang dem herkömmlichen Gebrauche gemäß und in ihren Augen lag ihre weinende Seele.

„Wer wird euch, ihr geliebten Eltern künftig pflegen und die Füße waschen? wer wird dich unterstützen, du heiliges Feuer des Heerdes, daß du nicht verlöschest? ich muß von euch ziehen, ich kann's nicht mehr — alles, alles muß ich verlassen, um — “ ein Schauer durchzitterte sichtbar die edlen Formen und sie sank zusammen. Ihre Brüder faßten sie und trugen sie in den Wagen, der donnernd dahin rasselte. Jetzt erst fand sie sich wieder; die Einsamkeit (denn eine Braut saß der Sitte nach allein, um sich zu dem wichtigsten Schritt zu sammeln) that ihr wohl. Sie schaute hinauf zu der tiefblauen Himmelskuppel, an der kein Wölkchen schwamm; die Sonne glänzte so mild, so warm herab auf die Erde, die der leuchtenden Spenderin im schönsten Farbenschmelz entgegenlächelte; dankbar öffneten die Blümlein ihre farbigen Kelche, sich mit den warmen Strahlen zu vermählen; die Wiesen glänzten im üppigen Grün, so weit das Auge reichte, und die Wälder hatten sich wieder in ihren dunklen Schmuck gekleidet und neigten ihre hohen Wipfel, wie begrüßend, der schönen Braut zu.

Diese aber seufzte aus tiefster Herzensstiefe: „Lebt wohl, ihr herrlichen Gefilde! Belisa zieht von euch in eine fremde Heimath, doch ihr Herz bleibt hier, hier bei euch. — Ach, wäre meine Seele so freudig, wie ihr, aber die ist zerrissen vom Zwiespalt. Mir fällt das beneidenswerthe Loos, das je eine Jungfrau treffen konnte; ich soll dem Helden angehören, soll seine Hausfrau sein — und doch weint mein Auge, denn ich fühl' es, ich kann ihn nicht lieben — meine Seele wird nie ihm angehören, wenn auch der Zwang ihn zu meinem Gebieter macht. Du schönes Bild meiner Träume, leb'wohl! ich werde leben ohne dich, in finst'rer Nacht. — Ach, wär' ich ein Blümlein, das kein andres Gefühl kennt, als seinen Kelch der Sonne zu öffnen — aber in mir kämpfen feindliche Gewalten und zerfleischen mein Herz.“ — Im stillen Gram versunken, sah die Braut nicht mehr auf die Reize der Natur, die sich ihr überall öffneten, und als der Abend herankam, war der weite Weg in das natangische Gebiet beendet, wo die Väter Herkus Monte's ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Als der Wagen im Gesichtskreis von Monte's Hause angekommen, sprengte Skomand, der treue Diener des Feldherrn, ihm entgegen, einen lodernden Feuerbrand in der einen, einen gefüllten Krug in der andern Hand schwingend. Dreimal umkreiste sein Roß den still hal-

tenden Wagen und indem er der Jungfrau den Trunk darreichte, die ihn nur mit den Lippen berührte, rief er: „Wie Du in Deines Vaters Hause das Feuer des Heerdes gehütet, so thue jetzt im Hause Deines Gatten.“ — Nun brach der Jubel los, die Weiber des Orts tanzten, fröhliche Gesänge anstimmend, neben dem Wagen einher und geleiteten so die Braut zum Hochzeithaus. Hier empfing sie der Bräutigam, und der Waidelotte faßte ihre Hand und führte sie an den Heerd, auf dem ein lustiges Feuer loderte, als Ehrenplatz der sorgsamen Hausfrau, wo ihr abermals ein Trinkgefäß mit schäumendem Bier dargeboten wurde; dann umgaben sie die Mägde des Hauses, drückten sie mit sanfter Gewalt auf einen Schemel und wuschen ihr die Füße. Darauf ergriff der Priester ein Gefäß mit Honig und bestrich unter frommem Gebet den Mund der Braut, indem er die herkömmlichen Worte sprach: „Die Rede Deines Mundes soll Deinem Herrn lieblich klingen, sie soll süß sein, wie der Honig, den die fleißige Biene sammelt.“ Dann verband man ihr die Augen und führte sie an alle Thüren des Hauses, wobei man sie aufforderte, mit dem Fuße daran zu stoßen, indeß die Mägde bei jedem ihrer Schritte Sämereien aller Art auf ihr Haupt streuten, um anzudeuten, daß eine ordentliche Hausfrau auch im Dunkeln in ihrem Hause

Bescheid wissen müsse und daß Ordnung und Fleiß die Fülle des Wohlstandes nach sich ziehe. Nun folgte ein fröhlicher Tanz, die Braut wurde in die Mitte der Tänzer geführt und die Gürtelmagd faßte ihre reichen Locken, die Zierde der Jungfrauen, schnitt sie ab, und bedeckte alsdann ihr Haupt mit einer blumenumkränzten Haube von Linnenzeug.

Jetzt war sie Gattin und empfing die Glückwünsche der Versammlung; Herkus führte die Neuvermählte zum Hochzeitsmahl. Der Frohsinn war bei den Schmäusen der Preußen ein sich nie verläugnender Gast. Alles was nur den, freilich gegen heutzutage viel gröberen, Geschmack befriedigen konnte, prangte auf den überfüllten Tafeln. Da lachten geräucherte Bärenschinken, fette Auerochsenviertel, saftige Wildbraten und Geflügel den lustigen Essern entgegen. Der Meth brauste in hohen Holzkannen und wurde fleißig in die gleichfalls hölzernen Trinkschaalen gegossen; am meisten aber kreisten Gefäße, aus dem Horne des gewaltigen Auerochsen gefertigt, mit gerorner Stutenmilch bei den kräftigen Zechern umher und die steigende Heiterkeit löste sich in lustigen Liedern und erfüllten das Hochzeitshaus mit fröhlichem Lärm.

Unter all' dem Jubel saß Belisa stumm, fast untheilnehmend neben ihrem Gatten, der voll Freude seinen Ehrentag nach der Weise der Väter feierte und

des Meths und der berauschenden Stutenmilch nicht schonte. Ueberhaupt wurde den Preußen von ihren Nachbarn gewöhnlich die Liebe zur Trunkenheit vorgeworfen. Herkus Monte, wohl einer der edelsten seines Volkes, erhaben über das Schicksal in so vielen Fällen seiner kurzen rühmlichen Laufbahn, verläugnete demohngeachtet bei fröhlicher Gelegenheit nie seine Abkunft — er ergab sich gern der Trunkenheit und bestätigte die Lehre, daß große Männer auch große Fehler besitzen. Während alles in Saus und Braus durcheinander wogte und sich der Freude überließ, trat Skomand zu seinem Gebieter, ihm einige Worte zuflüsternd. Als der treue Knecht seinen Bericht geendet, sprang Herkus auf und rief laut: „Laß ihn kommen, mein alter Junge; den Gast senden die Götter!“ — „Welchen Gast? wer kommt?“ riefen viele Stimmen zugleich. „Ein Ordensritter, der sich verirrt hat, ruft meine Gastfreundschaft an und ich habe sie ihm zugesagt,“ sprach Herkus. — „Und der Christ soll unter uns sein?“ fragte Diwan, der Brautvater. „Warum nicht?“ entgegnete Monte; „er kommt ja nicht als Feind; ein Schimpf wär's, wenn heut an Herkus Monte's Thür auch nur ein armseeliger Hund vergebens bellte — er ist mein Gast und bei meines Vaters Asche! er soll sagen, der Natanger Feldherr habe ihn gepflegt, wie den leiblichen

Bruder!“ — Keiner der Geladenen wagte nach diesem Ausspruch etwas zu erwidern; nach einer Pause trat der Gast ein, eine schlanke, kräftig jugendliche Gestalt mit einem Antlitz voll Muth und Kühnheit. Die schwarze Ordensstracht und der lange weiße Mantel hoben noch mehr das Imposante seines Auftritts; kein Zeichen von Scheu war an ihm zu erblicken, als er, der Einzelne, eintrat in die Versammlung seiner Feinde.

„Sei willkommen, Christ,“ rief Monte ihm entgegen, „und ohne Furcht! den Gast senden die Götter; mein Haus steht Dir offen!“

„Furcht?“ sagte der Ritter mit ironischem Tone; „hätte ich Furcht, würde mein Fuß nicht Deine Schwelle betreten haben; dies sei versichert!“

Monte schaute den dreisten Sprecher an und ein beifälliges Lächeln übersflog seine Züge. „Nun denn, Ritter ohne Furcht,“ sprach er freundlich, „komm an meine Seite, nimm Theil an dem Mahle, und wenn Du den Hunger gestillt, so erzähle, wie es kommt, daß mein Haus Dich aufnimmt.“ Der Ritter schritt mit tönendem Sporenklang der Tafel näher und nahm mit leichtem Kopfneigen gegen die Versammlung einen Sitz neben dem gastlichen Hausherrn ein; in selbem Augenblick aber stieß Belisa einen halb erstickten Schrei aus und sank zusammen. Alles fuhr auf; Her-

kuß hob die Gattin in die Höhe und richtete ihr plötzlich marmorbleiches Gesicht auf zu sich; selbst der Ritter, der bis dahin Belisa keines Blickes gewürdigt hatte, schaute jetzt mit einem innern Beben, daß seine Mundwinkel umzuckte, auf das bleiche Frauenöbild. Nach einer Weile schlug die junge Gattin die Augen auf und ihr erster Blick suchte den fremden Gast, der eben so starr in ihre blauen Sterne schaute, als sähe er einen Geist vor sich. „Sie fürchtet Dich, Christ,“ sagte Herkuß lächelnd, „sie hat vergessen, daß Dein Orden nicht mehr Herr ist im Lande.“ — Des Ritters Antlitz flammte hochroth und er sprach: „Triumphire nicht zu früh, Herkuß; der geschlagene Feind ist oft furchtbarer, als der siegende. Das Kreuz wird nicht untergehen.“

Belisa hatte sich wieder aufgerichtet; nach und nach belebten sich ihre Züge, ja es schien fast, als hätte die Gegenwart des Ritters ihrem Wesen einen neuen Schwung gegeben, ihre Augen strahlten frisch und ihr Ohr lauschte seinen Worten.

„Ich komme aus Liefland,“ erzählte der Ritter, „wohin mich der Orden gesendet, ehe noch Euer blutiger Abfall seine Macht scheinbar gebrochen. Des Weges unkundig, überraschte mich die Nacht auf einsamer Straße, da glänzte Fackelschein aus Deinem gastlichen Hause mir entgegen und ich beschloß, zum

Scherz die gerühmte preussische Gastfreundschaft zu prüfen.“

„Zum Scherz?“ rief Diwan, der Schwäher Herkus; „ei, ich meine, Dein Scherz hätte Dir übel bekommen können, Ritter, wenn Du vielleicht auf einen Burgherrn gestoßen wärst, der statt der Hand, Dir einen Schlag mit der Streitkeule versetzt hätte.“

„Denkst Du, Alf von Thierbeg wäre erschrocken vor solchem Willkommen?“ fragte der Ritter lachend; „sieh', Heide, dieses Schwert ist nicht in der Scheide gerostet, es hat Flügel, so wahr ich lebe, wenn es gilt, seinem Herrn zu dienen, der die Furcht nur als Ammenmärchen kennt.“ Des Ritters Wesen stand im vollen Einklange mit seinen Worten, aus jedem Zuge leuchtete ein unbeugsamer Muth, aber auch ein Stolz, der eben so sehr verletzte, als die erstere Eigenschaft empfahl.

„Schweigt, schweigt!“ rief Herkus; „dieser Abend ist der Freude gewidmet, und bei den Göttern! ich will ihn nicht gestört wissen; heute soll Friede sein! Trink mein edler Gast, vielleicht treffen wir uns später im Felde, dann ist's Zeit zum fechten.“ Nicht so, wie des Hausherrn Gefinnungen, waren die seiner Gäste; selbst Diwan kniff die Lippen zusammen ob des kecken trotzigen Wesens des Christen; doch die Achtung gegen den Gastgeber hielt die inneren Wallun-

gen in Schranken. So vergingen ungetrübt einige Stunden, als Kantigerd, ein samländischer Edler, er-
 higt von Getränken, aufstand, sein großes Trinkgefäß
 aus Auerochsenhorn emporhob und mit lauter Stimme
 rief: „Wer's redlich meint, auf die Vernichtung der
 Christen!“ Ein donnernder Beifall schallte dem Ru-
 fenden entgegen; viele erhoben sich gleichfalls, die fast
 überfüllten Schaalen schwenkend im trunkenen Muth
 und wollten eben das ausgebrachte Pereat trinken,
 als Ritter Alf aufsprang, seinen Eisenhandschuh kräf-
 tig dem Kantigerd ins Gesicht schleudernd, daß dieser
 getroffen überrückt fiel und sein Trinkgefäß mit Stu-
 tenmilch weit, den Inhalt auf die Tafel verspritzend,
 dahinslog. „Hund von einem Heiden,“ schrie Thier-
 berg im heftigsten Zorn, „mögest Du ersticken, wie
 eine giftige Kröte!“ Jetzt waren alle Bande des
 Zwanges mit einemmale gelöst. „Nieder, nieder mit
 dem Wicht, zerschmettert ihm den Schädel, schlägt ihn
 todt!“ brüllten die Preußen wuthentflammt, und wie
 Tiger stürzten sie los auf den Ritter, der ihren
 Streitkeulen sein langes Schwert entgegensetzte und
 mächtige Hiebe auf die Angreifenden führte, die sich
 selbst hinderten durch ihre trunkene Wuth.

Obgleich ihre Ueberzahl jeden Andern in Todes-
 angst gesetzt hätte, so blieb doch der Ritter kalten
 Blutes und vertheidigte sich mit ungemeiner Gewand-

heit; seine Klinge färbte sich von der Heiden Blut, und noch hatte ihm keiner eine Wunde beigebracht. Dieses Glück steigerte aber immer mehr die Wuth der Preußen; Kantigerd, dem des Ritters Eisenhandschuh das Gesicht blutgefärbt hatte, sprang jetzt in wilder Raserei auf, ergriff die Streitkeule und schleuderte sie mit aller Kraft seiner nervigen Arme nach Alf's Haupte. Hätte die Keule mit ihrem dicken, bleigefüllten Kolben das Ziel erreicht, so sank der Ritter mit zerschmettertem Schädel zusammen; doch das Mordinstrument drehte sich dicht vor dem Haupte des Christen, und nur das dünne Ende desselben, welches zum Handgriff diente, traf seine Stirn; aber immer noch mit solcher Kraft, daß der Betroffene bewusstlos taumelte und sein Gesicht plötzlich mit Blut sich überzog. Nicht sobald gewahrten die Preußen die Schwäche ihres Gegners und den ihnen daraus entstehenden Vortheil, als sie auch mit erneutem Grimm auf den Wankenden losstürzten. Sein Tod war nun gewiß, wenn nicht Herkus, der kurz vor diesem Auftritt seine junge Gattin unbemerkt aus der lärmvollen Halle geführt, des Ritters Schutzensel gewesen wäre, indem er sich zwischen die entzügelten Landsleute und dem fast wehrlosen Gast warf, mit donnernder Stimme ihnen zurufend: „Zurück, zurück, bei Piskollos, haltet ein! Wollt ihr den Gluch rufen auf

mein Haus, wenn ihr Mord begeht an dem, dem ich Gastfreundschaft zugeschworen? Soll Herkus Monte's Name um Euretwillen ein Spott werden in des Pöbels Munde, daß es heißt: sein Eid ist keine Brücke, ein astloser Baum, ohne Schutz für den Gast? „Bei den Göttern! Sein Leben ist das Meine, ich stehe für ihn, so lange sein Fuß in den Grenzen meines Eigenthumes ist!“

In der That hatte der Hausherr im Verlauf seiner Worte des Ritters Schwert, das diesem aus der Hand gefallen, ergriffen, und seine Stellung setzte jeden Zweifel bei Seite, daß er sicherlich durch die That der Rede Nachdruck geben werde, wenn es darauf anlame. Die Hochzeitsgäste wichen zurück vor dem unleugbaren wahren Rechte Monte's, nicht nur aus Furcht seiner Körperstärke wegen, sondern auch aus Rücksicht für seinen Ruf, weil gebrochene Gastfreundschaft jeden Preußen auf immer entehrte. Aber noch ein Zeuge war hereingetreten, es war Belisa; bleich, zitternd stand sie seitwärts, ihre Blicke nur auf den blutenden Ritter gerichtet. — „Du auch hier?“ fragte Herkus, seine Gattin gewahrend; „sieh, die Götter lieben Dich, Belisa; sie geben Dir Gelegenheit, Dich als sorgsame Pflegerin zu zeigen und unsers Hauses Ehre zu retten, indem ich diesen Gast — hier deutete er auf Alf — Deinen Händen an-

vertraue. Heile seine Wunden!“ Von den Knechten des Feldherrn wurde der Ritter emporgehoben und hinweggetragen; Belisa, wie ein begleitender Engel, folgte. Nicht nur aus der Stirnwunde rann langsam Alf's edles Blut, auch von der Schulter quollen dicke Tropfen herab und färbten sein schwarzes Gewand. Der Wurf mit der Streitkeule hatte ihn schwer betäubt. Als ihn die Knechte in ein stilles, abgesondertes Gemach gebracht hatten, waren seine Augen noch so fest geschlossen wie erst. Leise, mit pochendem Herzen wusch Belisa seine Wunden, ängstlich auf jeden seiner schwachen Athemzüge lauschend. Der letzte Knecht hatte sich entfernt, frisches Linnen und heilendes Del zu holen, da schlug der Ritter die Augen auf, sein Blick fiel auf die sich über ihn beugende Belisa, die sorgfältig die letzte Blutspur von seiner Stirn verwischte. „Bist Du eine Heilige, die mich so liebevoll pflegt?“ fragte er leise. — „Es ist Belisa,“ antwortete sie flüsternd, „die Dich im Traume gesehen, die Dich pflegen wird, wenn Du sie nicht verschmähst.“ — „Holdes Wesen,“ sprach der Ritter und versuchte ihre Hand zu fassen, um seine Lippen dankbar darauf zu pressen, das Geräusch des eintretenden Knechtes aber erschreckte seine Pflegerin, ein Wink ihrer schönen Augen gebot ihm Einhalt in seiner Dankbezeugung und als sie die Wunden verbun-

den hatte, trat Herkus ins Gemach, nach seinem Gast zu sehen. „Wahrlich,“ sagte er zu dem Ritter, „wäre ich abergläubisch, möchte ich den heutigen Abend für ein böses Omen halten. Der gestörte Frieden eines Hochzeittages soll eine freudenlose Ehe bedeuten; doch nichts mehr davon, wir stehen in der Götter Hand; die festeste Brücke ist meines Weibes Liebe und den Schlägen des Schicksals steht der unverzagte Mann.“ Herkus führte seine junge Gattin nach kurzer Weile hinaus; noch an der Thüre warf sie einen Blick, in dem ihre ganze Seele lag, auf den Verwundeten zurück und das Omen des Friedensbruches am Hochzeittage begann sich langsam zu bewähren. Ruhig schlief Held Monte auf seinen weichen Bärenfellen an Belisa's Seite, von schönen Träumen umgaukelt — aber sie waren eitel Trug — neben ihm ruhte die Sünde in den Gedanken seines Weibes, das in dem Ordensritter das Ideal ihrer Träume gefunden zu haben glaubte. Der Verwundete aber wälzte sich schlaflos, Belisa's holdes Antlitz wich nicht vor seiner Seele und so glomm unbemerkt der Funke, der schnell zur riesigen Flamme ausflodernd, die Lage des nathan'sger Feldherrn trübte und das Glück seines Hauses verschlang.

Die Hochzeitsfestlichkeiten waren beendet, die Gäste fortgezogen, nur einer war geblieben, Ritter Thierberg; seine Wunden waren noch nicht gänzlich geheilt. Zu jeder andern Zeit hätte Alf sich selbst verachtet, wenn er um solcher Kleinigkeiten willen das Lager so lange gehütet; doch jetzt fesselte ihn ein unwiderstehliches Etwas, Belisa's Nähe. Wenn sie bei ihm stand, das heilende Kräuteröl auf seine Stirne oder Schulter träufelte, ihre Blicke in die Seinen schauten, ihre Hand in der Seinen ruhte, da fühlte er, wie feurig der Lebensquell durch ihre Adern brauste; das dunkle Roth ihrer Wangen verrieth ihm ihr schwellendes Herz und ihn ergriff eine nie gekannte Gluth bei dem Anblick des schönen Weibes; Gelübde und Kreuz verschwand aus seinem Gedächtniß, er drückte die holde Pflegerin an sich in stummer Leidenschaft. Der Zustand eines Liebenden, der durch schwere Pflichten gebunden, die Hestigkeit seines immer steigenden Gefühls verschließen muß, gleicht einem Vulkan, dessen Krater vermauert ist. Das innere Feuer verzehrt die Eingeweide des Berges, es braust auf in wilder Lohe und sucht einen Ausweg — nur leise sprühen erst Funken durch den vermauerten Krater, Zeichen der innen tobenden Gluth, endlich sinkt der künstliche Damm, verzehrt durch den immer genährten Brand, hinab in die kochende Gluth; unwi-

derstehlich zwischen die Flammen die gebrochene Bahn aufwärts; bandenfrei dringt die lang verschlossene Gewalt empor, und zertrümmert stürzt der Berg von seinem eignen Element zerstört; so auch ist's mit der Leidenschaft. Ein starker Geist muß der Riesendamm sein, der sie bekämpft in sich selbst. Alf war nicht der Held, der sich selbst besiegen konnte, er unterlag der schweren Prüfung.

Herkus war in die Wälder gezogen zur Auerochsenjagd, ein Hauptvergnügen der alten Preußen; denn es galt für eine große Ehre, ein paar Hörner von selbst erlegten Auerochsen aufweisen zu können, weil der Sieger dadurch einen Beweis seines Muths und Gewandheit gab, da der Kampf mit diesem gewaltigen und starken Thiere beides im höchsten Grade verlangte. Belisa war also allein und am Lager des Ritters, seine Wunden waren geheilt; eben hatte sie den letzten Verband abgenommen. Mit diesem Geschäft, das nun das Letzte war, kam eine tiefe Wehmuth über sie und sie sagte leise: „Die Pflicht, die mich hieher rief, ist erfüllt; Du bist genesen, Herr, leb' wohl!“ Sie wollte sich rasch entfernen, um ihr feuchtes Auge dem Gesunderklärten zu verbergen. Dieser aber hielt sie zurück, umfaßte sie und fragte: „Willst Du Dich meines Dankes entziehen, schönes Weib? meinst Du, der Dank eines Christen sei so

wenig werth? glaubst Du, daß Kreuz auf meiner Brust habe alle Gefühle in mir getödtet? Bei Gott, Du irrst, Belisa, ich fühle warm wie Du!“ —

„Laß mich, Herr,“ bat Belisa; „was könnt’ es Dir nützen, wenn Du mich schwach sähest, wenn Deine Worte Anklang fänden in meinem Herzen? Vergiß, wenn ich Dir mehr als Krankenpflege zeigte und gedanke meiner freundlich.“ Die letzten Worte sprach sie leise, mit weinender Stimme, ihr Gesicht verhüllend. „Nein, bei meiner Seelen Seligkeit,“ rief der Ritter, „hier kann sich keines Menschen Herz bezwingen und läge es an tausend Eiden gefesselt! Belisa, herrliches Weib! ich habe noch nie ein Weib geliebt; aus Ehrfurcht, weil ich nichts Besseres kannte, nahm ich das Kreuz; Dich liebe ich, Dich! Du bist die Erste, deren Zauber die Eisrinde meines Herzens zerschmolzen. Würst Du den meineidigen Ritter verachten, weil er sich nicht mehr bekämpfen kann? Belisa, sprich, verwirfst Du mein Geständniß? Sieh, ich könnte untreu werden um Deinetwillen meinem Ritterschwur; ich könnte austreten aus dem Bunde, den ich geschlossen, als ich nicht ahnete, daß ich je fühlen könnte, daß es noch eine andere Leidenschaft gäbe, als die des Ruhmes. Du hast sie mir gezeigt; in Deiner Nähe lernt ich lieben, Deine Augen waren die Sonne, die mein innres schlummerndes Leben weckte.“

Belisa stand am Scheidewege zwischen Tugend und Sünde. Noch hätte sie sich erheben können; doch die Saiten ihres Herzens waren zu straff gespannt, die einmal Berührten zitterten fort im wollüstigen Schwunge und ihr Getön durchbebte ihr Wesen; der Schutzengel, der über die Reinheit der Gedanken wacht, wendete sich ab mit weinendem Antlitz, seine Herrschaft war aus.

Der Ritter stand vor seiner Pflegerin, er hatte seinen Arm um sie geschlungen, seine Hand ruhte auf ihrem Herzen, dessen heftigen Schlag er deutlich fühlte; sie hatte die Blicke zu Boden gesenkt. Endlich lehnte sie ihr Haupt an seine Brust, schlug die langen seidenen Wimpern zu ihm auf, und ihre glänzenden Sterne leuchteten ihn an mit der vollen Gluth der Liebe. „Alf!“ rief sie, „meine Seele hat mich Dir verrathen, sie war stärker als der Widerstand, den ich ihr entgegensetzte — ich liebe Dich!“

Da preßte der Ordensmann, sein Gelübde vergessend, die Gattin des edlen Gastfreundes an sein Herz und ein feuriger Kuß flammte auf ihren Lippen, den sie zitternd erwiderte. „Was bebst Du, Belisa,“ fragte der Ritter, „und Deine Augen sind feucht?“ „Ich unterliege dem Kampfe,“ liselte sie, „der mich so eben ergriff. Die Wonne dieses Augenblicks und das strafende Gewissen stürmen auf mich

ein — wie ein Gespenst tritt das Verbrechen des Ehebruchs vor meine Seele, und doch ist die Liebe so heiß, sie reißt mächtig an den letzten Fäden, die mich an Herkus binden!“ — „Nein, es kann nicht Verbrechen sein“, rief Alf leidenschaftlich, „wenn zwei Seelen sich liebend zu einander neigen! Ich habe mein Gelübde gebrochen wie Du das Deine, ich werfe die Fessel ab, die mir die Seligkeit verschließt; ich halte Dich, holdes Weib, umfaßt, und mein Geist hat Flügel, die mich erheben über Vorurtheile, über hergebrachte Formen, über jeden Vorwurf, den ein ängstliches Herz sich machen kann. Wenn es Verbrechen ist, Dich zu lieben, so will ich gern Verbrecher sein.“

Belisa klang diese Vertheidigung des Treubruchs, die sie vielleicht selbst als Richter gegen Andere schonungslos verdammt hätte, wie ein höherer Ausspruch; der letzte Funke der Treue gegen ihren Gatten erlosch, von nun gehörte sie dem Ritter, der eben so feurig fühlte wie sie. Alf malte ihr die Zukunft zum Paradiese; sie sog jedes Bild, von seiner glühenden Beredsamkeit vor ihre Seele gezaubert, begierig ein, wie süßen Honig, doch noch war sie nicht stark genug, nach dem ersten Schritt den zweiten zu thun, mit ihm zu fliehen, obgleich der Ritter sie knieend, wie vor einer Heiligen, darum flehte. Geräusch stampfender Rosse vor dem Hause schreckte sie auf; Her-

kuß Stimme schallte von draußen in das Gemach. Mit diesem glühenden Antlitze, diesem wogenden Busen und dem strafenden Bewußtsein im Innern konnte sie nicht vor ihn, den sie so eben verrathen, hintreten; sie entfloß der Stätte ihres Verbrechens. Der Garten nahm sie auf, und der Silberquell, der ihn murmelnd durchrauschte, tanzte zu ihren Füßen hin. Von jeher war die Geistesgegenwart der Weiber in gewissen Fällen unerreichbar; die unschuldigen Wellen, die küssend ihr Rasenbett bespülten, mußten das hochrothe glühende Gesicht und den aufhüpfenden Busen erfrischen und ihr den Vorwand leihen, die Ankunft des Gatten überhört zu haben.

„Belisa, wo bist Du?“ rief Monte's Stimme in der Flur des Hauses. Die Gerufene antwortete von ihrem Standpunkte, und der zärtliche Gatte eilte in den Garten. Da trat ihm die Hausfrau entgegen, ihre Zögerung entschuldigend, indem sie beschäftigt war, mit schneeweißem Linnentüche sich den Alabasterackern zu trocknen; doch Herkus ließ sie nicht aussprechen, und verkündete ihr mit der ganzen Freude seiner treuen Liebe, daß er heute auf der Jagd überaus glücklich gewesen; er ergriff ihren Arm und zog sie an die Thür, wo eben die Knechte einen gewaltigen Auerochsen hereinzuschaffen bemüht waren. „Zieh,“ sagte er, „sieh Belisa, mit einem Hieb der

Streitkeule auf die furchtbare Stirnplatte, fällte ich dies gewaltige Thier, wie ich noch keins erlegt. Betrachte diese starken Hörner, ich habe mir sie heut erworben durch die Kraft meines Armes; die mir die Götter gnädig verliehen. Der Kerbestock soll vier gebrannte Schnitte tragen, zum Gedächtniß meiner heutigen glücklichen Jagd, und der erste Trunk aus den von diesen Hörnern gefertigten Schalen soll über Deine Lippen gehen. Nicht wahr, mein Leben?..

Das Uebermaß der Freude, die den edlen Herzfuß erfüllte, verhinderte ihn zu bemerken, wie Belisa von seiner Zärtlichkeit getroffen sich abwendete, um die Verlegenheit zu verbergen, welche eine Folge ihrer Schuld, ihre Wangen mit einem dunkeln Carmin überzog. Jagdabentheuer waren nebst Kriegsthaten die vorzüglichste Unterhaltung der alten Preußen; deswegen war Skomands erstes Geschäft, das gewaltige Thier von den Knechten ausweiden zu lassen, und an die nächstwohnenden Edlen Boten zu senden, daß sie Theil an dem Jagdglücke seines Gebieters nähmen und beim fröhlichen Schmaus seine Tapferkeit bewunderten. Ein ungeheures Feuer prasselte, die am Spieß gedrehten, zerlegten Theile der Jagdbeute bräunend; jeder war geschäftig; Belisa mußte alles zur Aufnahme der erwarteten Gäste bereiten. In das stille Gemach des Ritters sumimte der Lärm des Hau-

tes und berührte unangenehm Alf's Gemüth, das
 der Zauber des neuen Gefühls gänzlich umfaßt hatte.
 Wer das Glück im Herzen trägt, jenes heimliche
 Glück, dessen Offenbarung verborgen bleiben muß,
 den treibt es hinaus in die Freiheit, in die weite,
 große Natur, er ruft es den Winden zu, den Wol-
 ken; der grüne Teppich der Wiesen und die Laub-
 nacht der stolzen Wälder spricht vertraulich zu ihm;
 den die Hoffnung, die sich in seinem Innern bewährt,
 erfüllt hat, lacht ihn freundlich und verwandt aus
 ihrer symbolischen Farbenpracht an; die volle Brust
 dehnt sich aus, die Außenwelt scheint größer, herr-
 licher; der Glückliche steht erhaben über sie, und ihr
 doch wieder so nahe, näher als je; denn was in ihm
 lebt, ist eine Leiter zwischen Himmel und Erde, seine
 Phantasie hat Flügel, sie umfaßt die Seligkeit und
 bindet ihn doch mit tausend stärkern Banden an das
 Irdische. Der Ritter verließ den engen Raum seines
 Gemachs und streifte versunken in dem goldenen Reiche
 seiner Einbildungskraft auf den Wiesen dahin; der
 freundliche Tag von außen verstärkte noch mehr den
 heitern Farbenton, in dem sich seine Seele getaucht
 hatte. So strich er, ohne auf seine Umgebung weiter
 zu achten, immer weiter; sein Weg wurde düsterer,
 eine tiefe heilige Ruhe umgab ihn, er sah auf aus
 seinem Sinnen und gewahrte, daß er sich in dem

dunklen Forst befände, den er von Monte's Hause aus erblickt. Der herrliche Schatten, die stolze schweigende Majestät des Waldes, die milde Kühlung unter den laubreichen Zweigen thaten ihm so wohl, unterstützten so freundlich den Gang seiner phantastischen Ideen, daß er, sich heimisch in der lieblichen Baumnacht fühlend, weiter schritt. Er mochte ohngefähr einige tausend Schritte so zurückgelegt haben, als sich der schmale Baumgang, den er verfolgte, in einem weiten offenen Kreis mündete. Der plöbliche Wechsel von Licht und Dunkel machte den Wandelnden aufmerksam; das höchste Erstaunen bemächtigte sich seiner, als er ein Feuer in grader Richtung vor sich bemerkte, das vor einer tausendjährigen, mit einem weiten dunklen Vorhang verhüllten Eiche brannte; ein Steinhaufen, in Form einer langen kantigen Tafel, nahm die Mitte des Plazes ein, dicke schwarze Blutstropfen waren in dem steinernen Opfertisch eingetrocknet, und brachten die Wahrscheinlichkeit in dem Ritter hervor, daß er sich in einem jener geheiligten Haine befände, in dem die Preußen ihre Götzen verehrten. Als angeborner Muth, der nichts scheute, trieb ihn zum Vorhang; mit fecker Hand lüftete er die heilige Verhüllung und schaute die seltsamen Bilder mit ihren Attributen an. Allerdings hatten die Priester, wie der Maler sein Gemälde ins-passende Licht, ihre Götzen

in ein so tiefes Laubdunkel gestellt, daß die großen, starren Figuren in einem furchtsamen Gemüth Schauder erregen mußten; doch der Ritter fühlte das Gegentheil. Als er so eine kurze Weile die Götzen betrachtete, lachte er halblaut vor sich hin, und rief: „Ist's möglich, diese abscheulichen Frazen verehrt das Volk! diese elenden Götzen, die mein Schwerdt in tausend Trümmer vernichtet! — Ja beim heiligen Kreuz! sie sollen wissen, daß ein Christ war, sie sollen ihre mächtigen Götter sehen!“ — Bei diesem gefaßten Vorsatz zog er sein Schwerdt; doch im nämlichen Augenblick ertönte der grelle Ton eines Horns durch den Wald; zwei riesige Wolfshunde rasten in weiten Bogensprüngen über den Platz und stürzten sich auf den Ritter, dessen Schwerdt dem einen Thiere auf der Stelle den Schädel spaltete, daß es dumpf brüllend in seinem Blute sich wälzte; der andre Jänger war glücklicher, er hatte seinen Gegner zwischen Hals und Brust gepackt, seine Krallen drückten sich tief in dessen Schultern, während seine Hinterbeine sich krumm zusammenzogen und sich gegen die Knie des Ritters stemmten, um ihn durch seine Schwerkraft zu würgen. Das Schwerdt war auf diese Weise des Angriffs dem Ritter eher hinderlich, als vortheilhaft; er ließ es daher fallen, wendete sich mit einem schnellen Ruck, erfaßte die Hinterpfoten

des Thieres, dessen Augen wie Höllenflammen vor seinem Gesicht leuchteten, und zerbrach sie mit starker Faust unterhalb des Gelenkes. Ein dumpfes Schmerzgebrüll drang aus dem Rachen des Hundes, dicker Schaum trat über seine Lippen, große Tropfen Wasser quollen aus seinen Augen, von dem fürchterlichen Schmerz hervorgetrieben, aber seine Zähne hielten den Ritter nach wie vor gefaßt; er schüttelte mit ungeheurer Wuth den großen Kopf und das auf diese Art gewaltsam festgeschnürte Gewand hätte schier seinen Besitzer erwürgt. Während Alf alles versuchte, um diesen hartnäckigen Feind sich vom Leibe zu schaffen, hatte sich der Schauplatz belebt; langebärtige Waidelotten, eben so herkulisch, wie die ringsumgebenden Eichenstämme kolossal, zeigten sich dem Ritter, und nach wenig Minuten lag er niedergerissen von ihren Fäusten, am Boden. Das Glück schützte den Ueberwältigten vor der Rache des Hundes, dessen Zähne so fest in seinem Gewand hielten, daß die Priester ihn nur mit Mühe losmachen konnten; allein dafür war er der Rache der Menschen verfallen, der gewisse Tod stand ihm vor Augen. „Die Götter lassen sich nicht spotten,“ sagte ein alter, weißhaariger Waidelotte, „sie haben Dich in unsre Hand gegeben, und Dein Tod soll ihre Versöhnung sein. Dem Volke zum Beispiel, wird dem Frevler das Herz aus der

lebenden Brust gerissen und sammt dem Körper in die Opferflamme geworfen. Dies sei Deine Strafe verwegener Christ; Nikolos verfluche Dich!"

Fest mit Stricken zusammengeschnürt wurden die Hände und Füße des edlen Ritters, und als die Waidelotten ihn unter Hohn und Jubel fortschleiften, heulte der Hund mit fürchterlichen Tönen, unfähig, sich auf den gebrochenen Gliedern nachzuschleppen, dem Opfer den Todtenruf nach.

In Monte's Hause ging es still zu. Belisa war bleich geworden, denn der Schmerz um den Geliebten nagte schwer an ihrem Herzen. Auch Herkus wandelte einsilbig umher; der edle Held hätte so gern den Ritter gerettet, doch es schien unmöglich. Eine Hoffnung noch lebte in ihm zwar, aber sie hing an so schwachen Fäden, daß schon ein längeres Nachdenken ihn daran verzweifeln ließ. Wenn er dem Gräwe zum Mitleid bewegen konnte, war es vielleicht möglich, das Opfer zu befreien; allein welch ein Riesenberg, ein Herz zu rühren, das eben so steinern wie das Opferrmesser, eben so blutgewohnt wie dieses war, einen Menschen, ergraut unter blutigen Opfern, zu menschlichen Gefühlen zu bringen; doch Monte hatte einmal den Entschluß gefaßt, den Versuch zu wagen,

und so führte er ihn auch aus. Er eilte dem heiligen Haine zu, das Dunkel des Waldes nahm ihn auf, sein Horn schallte in lang gehaltenen Tönen durch das Dickicht; ein greller Gegenruf war die Antwort, daß die heiligen Bewohner ihn gehört. Herkus lehnte sich, die Ankunft eines Waidelotten erwartend, an einen dicken Stamm, sich noch einmal ganz dem Nachdenken überlassend, wie er zum Zweck gelangen könne. Nicht lange hatte er darüber nachgedacht, als das Gebüsch sich theilte und der erwartete Führer hervortrat. „Führe mich zum Grive, Sohn des heiligen Haines,“ sprach Herkus, „ich habe mit ihm zu reden.“ — Stumm, den Feldherrn erkennend, winkte ihm der Priester zu folgen, und Monte schritt hinter ihm her durch die verschlungenen Pfade des Waldes. Endlich nach einer ziemlich langen Wanderung erreichten sie die Hütte des Oberpriesters, hineingebaut und überschattet von den hohen Eichenbäumen. Etwas entfernt davon lagen die Hütten der Waidelotten und Zuliffonen. Ganz übereinstimmend mit dem Charakter ihres blutigen finstern Götterdienstes war der Aufenthalt für die Priester gewählt; alles schaute hier so ernst, so unheimlich aus, daß Herkus, der Niezagende, eine neue Umwandlung von Schauer fühlte. Kein Geräusch aus einer heiterern Welt störte diese Dede, über die eine Grabesstille

gebreitet lag; selbst der Sturm konnte hier seine schauerlichen Melodien nicht heulen, nur in den obersten Regionen der Wipfel durfte er brausen, aber seine Stimme verhallte in den niederen Zweigen und unten war es still und öde; auch die Sonne lauschte nur zuweilen am Mittag in den einsamen Waldgrund, der immer sich gleich blieb ohne merklichen Wechsel. Der Griwe, ein langer hagerer Greis mit schneeweißem Haupt und einem Silberbart, der über den Gürtel herabfiel, welcher sein graues einfarbiges und faltiges Gewand zusammenhielt, saß vor der Hütte auf einer Moosbank, einen weißen langen Stab in der Rechten, mit dem er spielend Figuren in den Boden zeichnete; zu seinen Füßen lag ein großer Hund, von dessen metallnem Halsband ein dünner Strick lässig herabhing und auf der Erde lag; er war der Führer des Greises, denn dieser war blind.

Der Hund knurrte, als Herkus herantrat, der Griwe beugte sich nieder und legte die Linke auf sein zottiges Haupt, worauf das Thier gehorsam verstummte. Dann fragte er eintönig: „Wer bist Du, der seinen Schritt hierher wendet in die Waldesnacht, wo das Geräusch des Lebens aufhört und die Ruhe von Rogus sich gelagert hat, und was willst Du?“ — „Herkus Monte bin ich, blinder Vater,“ entgegnete der Gefragte: „der Feldherr des Volks und ein

treuer Verehrer der Götter.“ „Ich weiß,“ nahm der Grime wieder das Wort: „Du warst Christ und bist zurückgekehrt zum Dienst der Götter. Deines Vaters Segen über Dich, Herkus!“ Er schwieg eine Weile, dann hob er sein Antlitz empor, als wolle er mit den blinden Augen den Feldherrn betrachten, und sagte: „Es ist mir, als wüß' ich, warum Du hier stehst; doch es wäre besser, Du hättest dieser Absicht wegen den Fuß nicht über die Schwelle gesetzt, denn die Götter zürnen und der Tod des Frevlers, den Du Deinen Gast nanntest, muß sie versöhnen.“ — Allerdings war diese Rede nicht geeignet, irgend eine Art Hoffnung für Erreichung des Zweckes in Herkus zu erwecken, allein versuchen wollte er wenigstens alles; er sprach also zum Grime: „Ehrwürdiger Vater, Dein Wort ist heilig, aber der Götter Gnade ist groß! Du kennst die Ursache meines Hierseins; vergönne mir, zu Dir zu sprechen, wie ich mir es gedacht.“ — „So sprich!“ antwortete der blinde Oberpriester eintönig, aber ein kaltes ironisches Lächeln flog dabei auf einen Augenblick über seine bleichen Züge, dann war sein Gesicht wieder so ruhig, fast ausdruckslos, wie der wellenlose Spiegel eines stehenden Wassers; es schien, als höre er aufmerksam zu.

„Deine Brust ist erstorben unterm Schnee des Alters, Deine Seele verschlossen dem heitern Leben;

lichte, Deine blinden Augen lassen keinen Strahl der Wärme in sie hineindringen, deswegen ist sie kalt geworden und steinern, aber die Meinige lebt und fühlt und meine Augen leihen von der Sonne und der freundlichen Erde die wärmenden Strahlen, drum höre mich, ehrwürdiger Grive! Deiner Tage letzter naht heran, Du hast im langen Lebenslaufe Gutes vom Bösen, Wahrheit von Lüge unterscheiden gelernt, Du selbst siehst ein, daß die Götter zu erhaben stehen, um durch Menschenblut entsühnt zu werden. Die Weisheit eines zurückgelegten Lebens liegt vor Dir und Dir zur Seite steht das Mitleid; denn die Erinnerungen an die Thorheit der Jugend verschwinden erst mit dem letzten Hauche, wenn unser Gedächtniß wie Abendnebel in Nacht verschwimmt; drum also flehe ich Dich an, sei Mensch, Greis! Was hättest Du gethan, der treue Priester unsrer heiligen Gottheiten, wenn Dein Fuß die Schwelle einer christlichen Kirche überschritten hätte, wenn Du das Bild ihres gekreuzigten Gottes gesehen?“ „Ich hätte im Namen Pifollos den Fluch herabgerufen auf den falschen Gott!“ rief der Grive leidenschaftlich und in seinem verwelkten Antlitz loderte ein fanatischer Blitz, mit Gewalt stieß er seinen Stab in den weichen Boden. „Das hättest Du gethan und willst den Verblendeten verdammen, der doch nur das verübt, was Du selbst

vollbracht?“ rief Monte. „Eben deshalb stirbt er,“ sagte der Greis wieder kalt und eintönig, „die Götter müssen entsühnt werden!“ „Es ist nicht wahr, daß die Götter um einer Verblendung willen den Tod fordern,“ sprach Herkus mit fester Stimme; „Dein blutiger Wille ist's, ich weiß es. Täusche mich nicht, wie das Volk; ich liebe die Götter, für sie mein Schwerdt, doch nicht solche Blutgier, sie entehrt die Allmächtigen.“

„Was ist das?“ fragte der Griwe und richtete sich hoch auf am Stabe, „bist auch Du abgefallen? Der Fluch auf Dein Haupt, Abtrünniger! Möge Pikollos Dich verderben!“ — Die lange, hagere Figur des Oberpriesters, sein hohes Alter, der Zorn in allen seinen Zügen, diese drohende Stellung verfehlten nicht auf Monte's Gemüth, das, so rein und edel es auch war, sich doch nicht losreißen konnte von den tief eingepprägten Jugendlehren und der unterwürfigen Scheu gegen die Priester, einen starken Eindruck zu machen. „Weh, was sprichst Du, ehrwürdiger Griwe?“ rief er mit einem Tone, in dem der Schreck nicht zu verkennen war, „ich bin nicht abtrünnig. Pikollos möge sein Ohr verschließen vor Deinem Fluch! — Sieh, ich möchte den Ritter gern retten und sollt' ich sein Leben den Göttern ablaufen, so bin ich dazu erbötig, ich habe ihn Gast genannt und

meinen Schutz versprochen.“ „Wie weit erstreckte sich Dein Schutzeid, den Du ihm gabst?“ fragte der Greis nach einer Pause und sein Haupt neigte sich, wie Blinde zu thun pflegen, lauschend auf die Seite. „Bis an die Grenze meines Eigenthumes,“ antwortete der Feldherr.

„Aber nicht innerhalb des heiligen Haines!“ rief der Greis mit starker, triumphirender Stimme; dann sagte er plötzlich mit kaltem, schneidenden Tone: „Der Christ stirbt den Feuertod!“ Er ergriff die Leine vom Halsband des Hundes, berührte das fluge Thier leise mit dem Stabe, sprechend: „In die Hütte Sklodo!“ und ohne den Feldherrn eines Abschiedes zu würdigen, schritt er so stolz, als sein Alter es ihm erlaubte, hinter seinem Führer her. Herkus stand ohne Worte eine Zeit lang wie gebannt vor der Moosbank, dann streckte er die Arme zum Himmel und rief leise: „Ihr Götter, ich vermag ihn nicht zu retten!“ Der Waidelotte, der ihn hergeleitet, und in solch einer Entfernung geblieben war, wo kein Wort der Verhandlung zu ihm dringen konnte, trat wieder zu ihm und führte ihn zurück. Die ganze Gegend erfüllte das Gerücht, daß in vier Tagen ein Christ, der an den Göttern gefrevelt, öffentlich verbrannt werden sollte; der Jubel unter den Heiden war groß, jeder freute sich auf das gräßliche Schauspiel.

Belisa verging fast unter der Last ihres Grames. Es war aber der Gebrauch, daß die zum Tod bestimmten Opfer die Mildthätigkeit derer, einige Tage vor ihrem Ende, genossen, die sich nachher weideten an ihren Todesqualen. Jeder bemühte sich, dem Schlachtopfer etwas Gutes zu thun, gute Speisen und Getränke zu bringen, kurz, ihm die wenigen Stunden recht angenehm zu machen — es war dieser Gebrauch die raffinirteste Grausamkeit, eine unendliche Schmähung auf den Götterfunken des Mitleids; und doch wurde er, als die Civilisation weit vorgeschritten war, beibehalten; man machte den Verurtheilten das Leben lieb, um ihnen die Trennung davon tausendfach zu erschweren.

In Belisa's Seele reifte ein Entschluß, der von Leidenschaft genährt, riesig schnell sich ausbildete; auch sie ließ einen Knecht mit stärkender Speise zu dem Ritter gehen; und unter dem Vorwand, Abschied von ihm zu nehmen, da man morgen am festlichen Tage kein Wort mehr mit ihm sprechen dürfe, brachte sie ihren Gatten dahin, sie zu seinem Kerker zu führen. Herkus, der in diesem Begehren nur das Mitleid sah, das ihn selbst bewegte, wandelte mit ihr dem heiligen Haine zu, der die Götter und ihr Schlachtopfer barg. Im Dickicht des Waldes war eine Hütte, in der der Verurtheilte saß, mit furchtbaren Stricken

festgebunden; nur eine Hand war ihm freigelassen zur Annahme der Geschenke. Ein alter Waidelotte hielt die Wache vor dieser Hütte, bewaffnet mit dem Horn, dessen Ton augenblicklich die Priester zusammenrufen konnte, wenn irgend eine Gefahr drohte. Doch es war keine Gefahr zu fürchten; so lange der heilige Hain stand, waren die Opfer sicher gewesen — wer hätte auch solch' ein Wagstück unternehmen sollen. Der Fanatismus der Heiden war zu groß, um nur einen Gedanken dieser Art zu denken. — Der Ritter saß auf dem Holzblock, als Herkus und Belisa eintraten; er wollte sich erheben, doch die Kürze der Stricke hinderten es. Monte trat auf ihn zu, während Belisa zitternd an der Schwelle verharrte. „Rechne mir Deinen Tod nicht zu, Ritter; die Götter sind Zeuge, daß ich um Deine Befreiung gethan, was in meinen Kräften stand, doch“ — der Ritter drückte seine Hand und schwieg, dann sagte er: „ich bin gefaßt, Freund, bedaure mich nicht. Leb' wohl, und nimm meinen Dank für Deine Gastfreundschaft — ich werde als Christ und Ritter sterben!“ Herkus, um seine innere Bewegung zu verbergen, trat vor die Hütte; Belisa flüsterte leise dem Ritter zu: „Berge dich nicht, die Liebe rettet Dich. Diese Nacht —“ Ein Geräusch vor der Hütte, durch den Waidelotten verursacht, und der Wiedereintritt ihres Gatten nö-

thigten sie einzuhalten; sich schnell fassend, sprach sie laut: „Leb' wohl; die Götter schenken Dir Kraft und Segen zum morgenden Tage!“ — Sie trat zurück, Herkus entgegen, und nachdem dieser Abschied von dem Verurtheilten genommen, wandelten sie still aus dem heiligen Haine; Belisa jedoch merkte genau auf den Pfad und die besondern Abzeichen in der Richtung der Bäume. —

Als sie schier ihr Haus erreicht hatten, brach sie das Stillschweigen und fragte: „Was soll aus des Ritters Knecht werden, soll er für den Frevel seines Herrn leiden?“

„Das soll er nicht,“ sprach Herkus, „er mag morgen fortziehen und alles mitnehmen was mich an den Ritter erinnern kann, auch sein Roß. — O könnte ich dieses blutige Wesen in der Verehrung der Götter verbannen auf immer!“

„Wäre es nicht besser, wenn der Knecht noch in dieser Nacht fortzöge, morgen würde er dem Spotte und der Wuth vielleicht verfallen, und dann —“

„Du hast Recht, Belisa, er soll fort, wenn es dunkel ist; reitet er die Nacht durch, so findet ihn die Sonne unter Christen.“

Des Ritters Knecht erhielt die Weisung zum Aufbruch in dieser Nacht, von Herkus; doch als er den Feldherrn verließ, um die edlen Rosse zu zäh-

nen, trat ihm Belisa entgegen; ein Wink von ihr gebot ihm zu folgen, und als sie des Ritters Gemach betreten hatte, um dem Knecht seines Gebieters Eigenthum zu überliefern, flüsterte sie lange und leise mit ihm, und als er sich entfernte, küßte er mit Dankesthränen dem schönen Weibe die Hände. Der Abend brachte die Dämmerung und mit ihr zogen Gäste von ferne her, ein, um dem morgenden Feste beizuwohnen; das Haus wurde laut und lebhaft. Die Nacht war hereingebrochen, dumpfes Schweigen ruhte auf der Erde, nur aus Monte's Hause schallte noch der Lärm der Gäste; da trat eine Gestalt in einen Linnenüberwurf verhüllt, mit leisem Schritt aus einem niedern Pförtchen und wandelte flüchtig, ohne Geräusch, wie ein Gespenst den schmalen Steig durch die Wiesen. Der Mond leuchtete trüb mit seinem Viertel herab, einzelne Sternlein waren zwar sichtbar, doch war ihr Glanz nicht hinlänglich, mehr Helligkeit in den düstern Farbenton zu bringen, der über die Gegend ausgegossen lag. Die Luft war so mild, die Blumen der Felder öffneten ihre Kelche und strömten ihre aromatischen Düfte in die nächtliche Stille aus, tiefer Friede ruhte auf den Wiesen, als habe der Himmel sich niedergesenkt mit seiner stillen Seligkeit; selbst das Flüstern und Rauschen in den reichlaubigen Zweigen des heiligen Haines war verstummt,

auf dem die Gestalt eilend zuschritt. Dann und wann blieb sie stehen, ängstlich lauschend nach allen Seiten, dann aber flog sie schneller dahin, wie von Angst und Furcht gejagt. So hatte sie den Saum des Haines erreicht und lehnte sich erschöpft an einen Stamm mit gefalteten Händen und leise lispelnden Lippen. Sie betete. Als sie sich erholt und gestärkt hatte, wendete sie ihren Fuß hinein in das tiefe Dunkel der Baumnacht und eilte, ihr Gewand aufrassend, die schmalen Windungen des Pfades entlang. Wohl schauten ihre Augen aufmerksam an den Bäumen hinan, zuweilen zurück, wo sie hergekommen, dann stand sie wieder überlegend still und setzte, wenn sie sich von der Richtigkeit des Weges überzeugt glaubte, die Schritte weiter. Gleich einer Elfe schwebte die nächtliche Wanderin so leicht, so geräuschlos zwischen den markigen Stämmen dahin, bis sie plötzlich einen freien Raum erreicht hatte. Ein leiser Schauer durchfröstelte sie; sie war abgekommen vom richtigen Pfade. Ein Seufzer aus der tiefsten Herzenstiefe drang über ihre Lippen, als sie sich an einem Orte sah, den sie nicht kannte; sie sank nieder, breitete die Arme zum Himmel und rief weinend: „O ihr Götter, es wird zu spät, ich kann ihn nicht erretten! helft! helft! leitet meine Schritte!“ — Sie warf die Blicke überall herum, schloß dann die Augen wieder, um sich zu ent-

sinnen, und nachdem sie sich so eine Weile verhalten, schaute sie himmelwärts, als rufe sie nochmals den Trost der Götter an und schritt weiter. Das Dickicht nahm sie wieder auf und das Glück wandelte ihr zur Seite; der Pfad, den sie jetzt verfolgte, führte sie zu der Hütte des Verurtheilten. Da hielt sie an, lehnte an einen Baum, drückte beide Hände auf die wogende Brust, als wollte sie das heftige Aufathmen hemmen. Ihre Augen schon an die Dunkelheit des Haines gewöhnt, gewahrten den hütenden Waidelotten, der vor der Hütte auf einem Mooslager ausgestreckt, sich dem Schlummer hingegeben hatte. Leise schwebte die Nachtwandlerin an dem schlafenden Greis vorüber, kaum die Grasspizzen mit dem Fuße berührend; die Thüre der Hütte war angelehnt, jedes Geräusch vermeidend drückte sie sie auf, der frischere Luftzug, der dem Gefangenen durch diese Oeffnung anwehte, ermunterte ihn aus dem trüben Nachsinnen, in das er versunken; seine Augen erblickten die Umrisse einer hereinschleichenden Gestalt, ein leises „Pst!“ ließ ihn sogleich die Retterin erkennen. „Belisa, theures Wesen,“ flüsterte er, „Du bist es?!“ — „Schweig um der Götterwillen!“ lächelte diese und reichte ihm ein scharfes Messer zum Zerschneiden der Banden. „Mach schnell, jeder Augenblick kann Verrath bringen!“ Der Ritter küßte die Hand seines

Schutzengels und gehorchte der Aufforderung; bald konnte er sich frei von den Stricken erheben. „Jetzt fasse den Zipfel meines Mantels und folge mir, doch vermeide jedes Geräusch, es bringt uns den Tod!“ flüsterte Belisa und schritt voran; den Athem anhaltend, folgte ihr der Ritter. Schon waren sie glücklich an dem schlafenden Hüter vorüber, da strauchelte der solch behutsamen ätherischen Wesens Ungewohnte und sein Fall weckte den Waidelotten. Erschrocken starrte er die beiden Gestalten an, doch rasch entschlossen führte er das Horn zum Munde. Alf, der aus Erfahrung die Bedeutung eines Hornrufs in diesem heiligen Haine kennen gelernt, sprang auf ihn zu, warf ihn zu Boden und mit seiner Feldbinde fesselte er dessen Hände und Füße und gebrauchte des Priesters eigene Kopfbedeckung zum Mundnebel. „Der wird uns nicht verrathen,“ sagte der Ritter, als er mit seiner Nothwehr zu Ende, wieder zu Belisa trat. „Jetzt laß uns eilen, schönes Weib!“ Rasch durchschnitten sie die schlängelnden Pfade und endlich dämmerte der wenige Schein des Mondes durch die letzten Bäume des Haines; nach einigen Minuten betraten Beide das Freie. „Wohin führst Du mich, Belisa?“ fragte der Ritter, als er gewahrte, mit welcher Eile diese einen von Monte's Haus ganz entgegengesetzten Weg über Wief und Feld einschlug. „Zu

Deinem Roß, welches Dein Knecht hinter jener Anhöhe für Dich bereit hält zur Flucht!“ antwortete die Führerin und mit verdoppelter Eile schritt sie vor ihm her, daß er kaum folgen konnte; denn die Stricke, mit denen er gefesselt gewesen, hatten die Kraft seiner Glieder ermüdet. Die Anhöhe war gewonnen und in kurzer Frist befand sich der Ritter bei seinem Roß, aber auch Belisa war zum Tod erschöpft durch Angst und Anstrengung, sie sank ohnmächtig in des Ritters Arme. Das frische Wasser des nahen Baches, der längs dem breiten Wege dahinemurmelte, mit dem Alf in größter Verlegenheit ihre Stirn und Schläfe nezte, äußerte eine vortheilhafte Wirkung; sie erholte sich in des Ritters Arm. „Belisa,“ rief er leidenschaftlich: „Dir dank’ ich mein Leben; willst Du mich nur darum gerettet haben, um zu wissen, daß ich ein einsames freudenloses Dasein durchlebe?“

„Kann ich es ändern?“ fragte Belisa wehmüthig. — „Du kannst es, herrliches Weib — fliehe mit mir, der Zeitpunkt ist günstig. Dieser nächtliche Himmel ist mein Zeuge, daß ich Dich liebe, unendlich liebe; daß ich verzweifeln werde, ohne Dich! Belisa, Du liebst mich, sonst hättest Du nicht gethan, was Du gethan hast, nur die kalte Pflicht bindet Dich an Herkus, nicht die Liebe; willst Du, soll ich ein freudenleeres Leben vertrauern? Nein, holdes Wesen,

nein, Du wirst mir folgen, ich lasse Dich nicht mehr!“ Er umschlang das zitternde Weib, das kaum die Worte: „was thust Du Alf?“ hervorbringen konnte, hob sie auf sein Roß, schwang sich mit Blitzesschnelle hinter ihr in den Sattel und der Rappe flog dahin, wie der Bote des Sturmes. „Alf, ich bringe Dir das größte Opfer, das ein Weib bringen kann!“ sagte sie, an seine Brust geschmiegt. „Meine Liebe wird Dir's lohnen!“ rief der Ritter, seine schöne Beute feurig an sich schließend. Bäume, Hügel, Wiesen schwanden wie Zauberbilder neben dem ausgreifenden Hengst und als Belisa noch einmal die Blicke nach der Gegend warf, wo das Haus ihres Gatten stand, da regte sich in ihrer Brust der zentnerschwere Vorwurf, daß sie unedel an dem Edlen handle, und heiße Thränen entströmten ihren Augen; der Rappe trug schnell, ohne Aufenthalt, wie es auf dem Pfade des Verbrechens auch keinen gibt, die Ehebrecherin und den seinem Eide ungetreuen Ritter durch das graue Nachtdunkel dahin. —

Die Priester wütheten, als sie am dämmernden Morgen ihren Bruder geknebelt und die Hütte leer fanden; der heilige Hain wurde Zeuge ihrer Flüche und Verwünschungen. In Monte's Hause war eben-

falls ein wilder Aufruhr; Belisa war verschwunden, Herkus allein ging schweigend herum mit seinem tiefen Schmerze, denn er hatte die Entflohene geliebt und liebte sie noch. Keiner kannte noch die ganze Größe des Verbrechens, das unter der Hülle dieser Nacht vollbracht war; erst als der helle Tag sein Oberrecht geltend gemacht, erscholl die Kunde von der Flucht des Verurtheilten in der ganzen Gegend, bald auch die von Belisa's Verschwinder. Die Aussage des Waidelotten, daß er noch eine Gestalt bei dem fliehenden Ritter gesehen, ließ keinen Zweifel walten, daß sie Theil an der Beraubung der Götter, der Befreiung des Christen, habe. Der blinde Grive selbst verließ das Dunkel des heiligen Hains und begab sich in Begleitung der ältesten Waidelotten, dem Gesetze gemäß, nach dem Hause, wo die Ehebrecherin gewaltet, um den Fluch über sie und all' die Gegenstände auszusprechen, die ihr eigen waren. Herkus blieb sich im Aeußeren gleich, aber sein Inneres war zerrissen, seine Seele blutete, er hätte weinen können, doch die lindernde Quelle vertrocknete in der Gluth seiner Empfindungen, die er allein ohne Mittheilung tragen mußte; denn ihn umgab keine Seele, die die Seine verstanden hätte. Als aber der Grive mit herzerschneidender Kälte die Worte rief: »Tod der Ehebrecherin, dreifacher Tod der Götterschänderin!

sie sterbe unter Qualen der Pest!„ da durchzuckte ihn ein eiskalter Schauer und er eilte aus seinem Hause, in dem er sich verwaist fühlte. Planlos rannte er über die Wiesen, bis er ermüdet von seinem Seelenzustand und der sengenden Sonnenhitze sich niederwarf in einem kleinen Gehölze. Die Einsamkeit, die hier herrschte, that ihm wohl, er klagte nicht, sein Schmerz war erhaben über Leidenschaft, er war des Heldens würdig; er trauerte über den Verrath, den das Weib, welches er allein in der weiten Schöpfung geliebt mit allen Kräften seiner Seele, an ihm begehen konnte. So lag er stumm auf dem grünen Rasen, starr vor sich hinblickend; ein Rascheln im Gebüsche störte sein trübes Nachdenken, er richtete sich halb auf; Mutter Brailam, den trübsäugigen Fuchs an einer Kette führend, trat zwischen den Bäumen hervor, und schritt auf ihn zu; es war ein Hohn, eine wilde Schadenfreude in den Zügen der alten Frau; ihre Augen glänzten ungewöhnlich grell; sie blieb vor Monte stehen und sagte: „die Götter mit Dir, und Pifollos Fluch über den Meineid!“ — „Fluche nicht, Weib,“ sprach Herkus finster, „die Götter wissen nichts vom Fluche — störe meine Einsamkeit nicht!“ — „Der Fluch lastet auf dem Haupt des Sohnes als Erbtheil der Mutter;“ sagte die Seherin eintönig, „höre mich, Monte, höre die Brailam und achte

auf ihre Rede.“ Sie setzte sich neben den Faldherrn und begann, indem sie mit der Kette des Fuchses spielte und zuweilen die magere fleischlose Hand auf den Kopf des Thieres drückte, das zusammengeringelt an ihrer Seite lagerte: „Der Säemann wirft den Saamen aus, die Erde nimmt ihn auf, er keimt und wuchert empor zur herrlichen Frucht, da fährt auf den Schwingen des Windes die glühende Sonnenhitze daher, und verdorrt sinkt die schöne Frucht zusammen; so auch streift die Zeit verderbend über der Menschen Jahre und was einst herrlich gewesen und schön, das verwelkt und zerstört sich selbst, denn nicht Jeder kann ohne Reue zurückschauen in die Vergangenheit, und was geschehen, läßt sich nicht ändern, der Fluch des Bösen folgt seinem Opfer. Auch ich blühte einst in frischer Jugendschöne, mein Haar war lichtbraun, glänzend und weich wie die Flocke des Schnees, meine Augen strotzten voll Lebensmuth, meine Wange wetteiferte mit dem lichten Schmelz des Abendrothes und über meine Gestalt hatten die Götter Kraft und Reiz gegossen. So stand ich, die Tochter des mächtigen Reif Withwud, dessen Stamm in mir erlischt, umgeben von Allem was das Leben schön macht. Fürsten boten reiches Kaufgeld meinem Vater für die schöne Kora, aber er liebte mich zu sehr und war stolz auf den Ruf der Schönheit seines

Kindes, als daß er mich hingegeben hätte, wie eine Waare, die man dem Meistbietenden überläßt. Kalt war ich gegen Alle, denn meine Seele war übermüthig und stolz, doch mein Vater fühlte die Schwäche seines Alters; ich vergaß zu erzählen daß ich ein Sproßling seines Spätherbstes war; und nun da seine Glieder matt wurden und sein Athem schwer, drang er in mich einen Mann zu wählen und ihm die letzte Freude zu machen. Nicht seine Bitte war es, die mich bewog, seinen Wunsch zu erfüllen; ich fühlte den Drang nach selbstständiger Freiheit und so fügte es sich, daß ich dem Reif Gavril Monte, dem reichsten unter den preussischen Gewalthabern mich zusagte. In Balga wurde die Hochzeit gefeiert und es sind wohl Jahrhunderte vorher verflossen, daß die preussische Erde solche Jubelfeier getragen. Der Gäste waren mehrere Tausende aus allen Landschaften und sie wurden bewirthet mit dem Besten, was der Reichthum bieten kann. Als die Gäste schon nicht mehr die Trinkschaalen zum Munde führen konnten vor Uebermaß des Genusses, da wechselte mein Vater Withwud die Farbe des Gesichts und sprach zu mir: Kora, mein liebes Kind, ich fühle die Nähe Nikollos; seine Geister zerren an meiner Seele, um sie dem Körper zu entreißen. Thue deinem Vater die letzte Liebe und übe die Pflicht des Kindes; fasse

meine Streitart und schleudere sie nieder auf mein Haupt, daß ich mitten in Freude und Lust dahinfahre nach Rogus. Ich weiß, es ist nicht Sitte, daß von der Tochter der Vater solchen Dienst fordert, doch du bist mein einziges Kind, dein Geist ist stolz und männlich, du vermagst es. Laß mich sterben von deiner Hand, Kora, mein Segen sei mit dir für immer! — Die ganze Versammlung horchte hoch auf, ich aber fühlte eine Lust in mir, mich zu erheben und meine innere Kraft zu zeigen; ich sprang auf, stürzte nieder vor meinem Vater, ließ mich segnen und faßte dann die gewichtige Keule. Eine Todtenstille herrschte, die Keule fiel nieder und Widwuths Blut spritzte, ein hoher Bogen, in mein Gesicht. Ich laß auf allen Gesichtern eine Scheu, die mich wonniglich entzückte; ich hatte eine That begangen, die meinen Namen in Ruf bringen mußte. Doch Gavril Monte's Herz hatte sich in diesem Augenblicke von mir gewendet; als die Nacht heran nahte und der Sitte gemäß er mich zum Brautlager führte, und alle sich entfernt hatten, sagte er zu mir: „Besteige das Lager allein, blutiges Weib; Pifollos möge mich verfluchen, wenn ich Dich berühre!“ — „Was ist das?“ rief ich, „was sollen diese Worte?“ — „Das ist Dich verachte als Mörderin,“ antwortete Gravil. „Meine Ehre, der Name Deines Vaters schützt Dich vor der Schmach,

daß ich Dich hinausstoße aus meinem Eigenthume — Du hast mehr gethan als einem Weibe zukommt, Nikkolos möge Dir lohnen! — Er verließ mich, diese Nacht war der Peckla gewidmet, ich fühlte alle Qualen einer Verdammten. Verachtung thut weh, sie gebiert Haß und Rache, und diese beiden Teufel füllten, als der Morgen mich noch schlaflos auf meinem Lager fand, meine Seele. Ihn mußte ich ehren, daß er die Marter der Verachtung fühlte, gleich mir, aber wie? — Der Zufall reichte mir die Hand. Swantopolk, der Herzog von Pomerellen sandte Boten in unser Land, die den Preußen seinen Beistand gegen die Ordensritter anboten. Auch zu Gavril Monte kam ein Edler um ihn aufzuwiegeln. Mein Eheherr, der mich nicht erkannte als sein Weib, fand Gefallen an dem Vorschlag des Herzogs und der Bote blieb auf unsrer Burg, ich aber gab mir alle Mühe ihn in meine Netze zu locken und es gelang mir. Als er fortzog, fühlte ich mich gesegnet. Verborgnen hielt ich meinen Zustand vor jedermanns Augen; nur wenig Tage hatte ich noch zu gehen, als Gavril Monte ein Mahl gab. Jetzt war es an der Zeit, meine Rache zu üben. Als die Gäste und der Hausherr, der sich nicht um mich kümmerte, fröhlich und guter Dinge waren, trat ich unter sie und sprach: Gavril, stoße meine Bitte nicht gewaltsam zurück,

leere eine Schaafe auf das Wohl unsers Liebespfandes, das ich unterm Herzen trage. Das Mondesviertel wird nicht schneller wachsen, als ich Dir ein Kindlein in die Arme legen kann.“ Da erbleichte Gavril zu Schnee, die Gäste aber im fröhlichen Tausmel leerten auf unser und des zu hoffenden Kindleins Wohl die Schaalen. Meine Rache war vollkommen gesättigt; um der Schande willen, die auf seinen Namen fiel, wenn es laut wurde, wie sich's verhielt, durfte der Entehrte nichts sprechen. Ich sah seinen Grimm um seine Lippen zucken, seine Wange die Farbe wechseln; ich hörte das Knirschen seiner Zähne und nun hatte ich wett gemacht die Schmach, die er mir heimlich angethan. Ich verließ das Mahl und verschloß mich; die Leidenschaft, die Freude über gelungene Rache hatte mich hart angegriffen, einige Stunden später gebar ich ein Knäblein und die Gürtelmadg eilte auf meinen Befehl durch das Haus und schrie: Dem Herrn ist ein Sproßling geboren! freut Euch alle! — Gavril verließ in furchtbarer Wuth sein Eigenthum und schweifste herum in Wäldern. Als er wieder zurückkam, befahl er das Knäblein ihm zu bringen. Mir war des Kindes Leben gleichgültig und ich sendete es ihm in der festen Ueberzeugung, es nie wieder zu sehen; doch ich hatte mich getäuscht. Gavril war Held und Mensch, er

konnte das Neugeborene, wenn es auch ein Schandfleck war auf seinem Stamme, nicht tödten um seiner Rache zu genügen, er schickte es zurück. Diese Bekämpfung der Leidenschaft, diese Ueberwindung seiner selbst war mir neu; der Mann stand erhaben über mich, ich fühlte meine Niedrigkeit und der Entschluß, dieses Haus zu fliehen, wo ich, trotz meiner Rache die Gedemüthigte war, stieg in mir auf; als ich hinreichend Kräfte gesammelt, warf ich die Decke über mein Kopf und flüchtig wand ich Monte's Haus den Rücken.“ —

Brailam hielt inne, Herkus starrte sie an, sprachlos mit bleichem Antlitz; eine fürchterliche Ahnung zuckte wie ein gefräßiger Blick durch sein Gehirn. Nach einer Weile fand er die Kraft der Rede wieder. „Und dieses Kind?“ fragte er. „Höre weiter, unterbrich nicht Brailam, denn nicht immer öffnet sich ihr Mund, um die Vergangenheit zurückzurufen!“ — und sie begann wieder in der eintönigen Weise, in welcher sie die Geschichte ihres Lebens angefangen: „Das Kopf trug mich nach Danzig, der Hofstadt Swantopolk's; dort suchte ich den auf, der das Werkzeug meiner Rache gewesen. Wie anders fand ich ihn! er schämte sich des vertrauten Umgangs mit der Heidinn und abermals drang die Rache in mein Herz, den Treulosen muß' ich züchtigen. Ich weinte zu seinen Füßen, mich anzunehmen als Magd, so

tief erniedrigte sich mein Stolz, um der Rache zu fröhnen. Schmeichelte es seinem Stolz, oder rührte ihn meine Bitte, ich weiß es nicht; er nahm die Fürstin als Magd in sein Haus. Pikollos Furien standen mir bei, die Rache ging ihren Weg.

Verderbende Kräuter mischte ich in sein Getränk und sein Gebein vertrocknete, seine Brust verlor den Athem, seine Sinne verwirrten sich — der Christ starb eines schrecklichen Todes — ich aber zerfallen mit Allem was Mensch hieß, flüchtete in die Wälder der Heimath zurück und lebte einsam wie die Eule in Höhlen. Die Leidenschaften, die gleich Nattern an meinem Innern fraßen, hatten die Blüthe von meiner Gestalt abgestreift — niemand erkannte in mir die schöne Kora mehr, ich war eine Andre geworden und auch meine Lebensweise änderte sich — ich wurde Seherin, lernte heimliche Zauberkräfte und mein Ruf wurde groß und gewaltig. Ich hörte, daß Gavril Monte glücklich lebte, dies entflammte aufs neue in mir den bösen Geist — ich lernte mich erheben im eigensüchtigen Dunkel über die Götter und die Gelegenheit fand sich, daß ich Rache nehmen konnte; denn ich hatte jetzt sogar den Dienst der Götter. Ich trat in ein Bündniß mit den Christen, schwor den Glauben meiner Väter ab und gelobte meine Taufe zu feiern durch ein Werk der Rache. Eine finstere Nacht

war es, in der ich die Ordensritter auf geheimen Wegen zu Monte's Burg führte. Der Ueberfall glückte, Gavril fiel und als sein Auge brechen wollte, trat ich zu ihm und fragte ihn: „kennst Du mich?“ „Korra!“ rief er und es schien als wolle er sich erheben und die nebenliegende Waffe auf mich schleudern; ich aber stieß ihn wieder zu Boden nieder und schrie ihm zu: „Die von Dir Verachtete hat sich gerächt!“ — Meine Rache hatte abermals ihr Ziel gefunden, jetzt galt es nur eins noch, meinen Sohn wollte ich mir retten, doch er war schon in der Gewalt der Ordensritter, die ihn mit sich schleppten. Alles war nun gethan, was ich wünschte; nun aber stellte sich die Reue ein, bitter quälende Reue — in meiner Einsamkeit schauderte ich vor mir selbst zurück, ich kam zur Erkenntniß, daß ich ein Ungeheuer war, ich wüthete gegen mich selbst, raufte meine Haare und verfluchte mein Dasein — die letzte That, Gavriels Tod, brannte eine ewige Flamme in meiner Brust, er hatte edel gehandelt an dem Kinde meiner Bosheit, ja sogar geliebt hatte er den unechten Sproßling, und darum fühlte ich immer tiefer, wie verworfen ich sei — der Fluch lag auf meinem Haupte felsenschwer. So habe ich ein langes, elendes Dasein verlebt — habe den Christenglauben wieder von mir geworfen, weil ich nicht Ruhe fand bei ihm — jetzt bete ich zu den Göt-

tern wieder, bringe ihnen Opfer, aber sie strafen die Verworfene, indem sie den Fluch von ihrem Haupte auf das des schuldlosen Sohnes ziehen. Jetzt, wo alle Saiten meines Herzens zerrissen sind, wo keine mehr mit einer heiligen innigen Regung mich erfüllen kann, jetzt fühle ich erst, wie elend ich bin, da der Sohn, das einzige Wesen, das mich an die Menschen bindet, mich verabscheuen muß und mir fluchen.“

Die Erzählerin schwieg. Herkus war fast versteint, alle seine Gesichtsmuskeln bebten krampfhaft, seine Glieder zitterten; wie ein Berauschter starrte er Brailam an, was er gehört, konnte auch den stärksten Geist erschüttern. Nachdem zwischen Beiden eine tiefe Stille geherrscht hatte, erhob sich Herkus, trat zu dem Weibe und sagte mit tiefem schmerzlichen Tone: „Du also meine Mutter?“ — Brailam schlug ihre Augen auf, faßte seine Hände und sprach mit einem Ausdruck von Behmuth, der einen sonderbaren Contrast mit der eintönigen harten Erzählungsweise bildete: „Ja, ich bins! Dieser Augenblick ist der einzige in meinem Leben, auf dem ein Segen liegt. Was ich nie gefühlt, fühl' ich jetzt, Mutterliebe! ich möchte Dich umarmen, wenn ich nicht verworfen wäre!“ — „Nicht Gavril Monte's Sohn!“ rief Herkus schmerzlich, „und ich war stolz auf den Helden, daß ich ihn Vater nennen konnte! — o es ist

entsetzlich! Wie konnte ich auf Glück rechnen, da der Fluch mein mütterliches Erbe ist? ich wollte, Dein Mund wäre stumm geblieben, Weib, stumm wie der Fisch, dann wäre mein Glaube nicht zertreten, ich hätte das Unglück getragen wie ein Mann; aber der Fluch drückt mich nieder, ich bin ein Anderer geworden in dieser Stunde!“

Brailam verhüllte ihr Gesicht und schluchzte laut. Es waren die ersten Thränen, die dem unnatürlichen Weibe entströmten, drum waren sie auch brennend wie Höllenflammen. „Verfluche mich nicht, Sohn,“ sagte sie, „das ist die einzige Bitte!“ — Da durchzuckte eine wehmüthige Regung, ein tiefes Mitleid den Helden, er streckte seine Rechte aus, faßte Brailams Hände, zog sie an seine Brust in heißer Umarmung. „Nie hab ich am Mutterherzen geruht, jetzt ist's das erstemal,“ rief er; „bist Du auch verworfen, so hat Herkus für Dich doch keinen Fluch. Mögest Du den Frieden finden, Mutter, wie er für mich auf immer dahin ist. In Gavril Monte's Seele verzeih ich Dir, dies sei das letzte Wort zwischen uns. Leb wohl!“

Schnell eilte er von dannen. Von diesem Augenblicke an lächelte Herkus nie mehr, ein strenger Ernst trat in sein Leben ein, doch der Edelmuth seines Her-

zens milderte ihn und sein Volk verehrte ihn gleich einem Gotte.

Brailam schaute ihm nach; als er ihrem Blicke entschwunden war, raufte sie die grauen Locken, schrie auf und warf sich schluchzend auf die Erde nieder.

Zwei Jahre waren vergangen, noch immer tobte der Krieg zwischen den Preußen und den Christen. Kreuzfahrer waren gekommen aus allen Landen, Heldenthaten waren verübt worden und doch war der Sieg auf der Seite der Heiden, der Name ihres Feldherrn war ein Schrecken der Christen. Flüchtig wie der Blitz war er an allen Orten, wo man ihn weit davon dachte und seine Schaaren waren unter seiner Führung unbesiegbar. Aber nicht allein von den Seinen mit Jubel, von den Christen mit Schrecken genannt, ertönte der Name Herkus Monte's. Auch in einer Hütte bei Christburg wurde seiner gedacht, aber in Wehmuth, in bitterer Reue. Ein junges Weib, einen Säugling auf dem Schooße, saß auf einer Bank; die Rechte gestützt auf einen groben Holztisch, die Linke auf die Brust gedrückt. Ihr Gesicht war blaß, abgehärmt und doch lag ein Ausdruck von Schönheit darüber ausgegossen, daß sie, wie sie so unbeweglich da saß, einer mater dolorosa nicht un-

ähnlich war. Zuweilen blickte sie nieder mit unbeschreiblicher Liebe auf das Kindlein, das so ruhig schlummerte, dann fielen heiße Tropfen aus ihren Augen und der Schmerz, der in ihr wohnte, löste sich in leise Klagen. „Armes Kindlein,“ flüsterte sie, „Du schläfst sanft wie ein Engel und die, die Dich gebär, leidet Höllequalen, denn die Vergangenheit zieht drohend an ihr vorüber, ein böser Geist, der seine Schlangen ins Herz wirft. Ach, ich habe es verdient, schwer verdient, die Buße ist schwer, aber ich darf nicht klagen! Herkus, hast Du mir verziehen, mir, der treulosen Belisa? Nein, nein, er kann nicht verzeihen, mein Verrath ist zu schändlich. Aber der Lohn hat mich ereilt — Herkus, Du bist vollkommen gerächt! — Du armer Säugling, könntest Du meine Schmerzen fühlen — doch nein, was sollen Dir Unschuldigen die Leiden Deiner Mutter! — der Friede ruhe auf Dir!“

Sie versank in stummes Nachsinnen, ihre Stirn faltete sich, ein Geräusch vor der Hütte machte sie aufmerksam, sie hob den Kopf nach der eben sich öffnenden Thüre. Ein Mann trat ein, umhüllt von einem dunklen Mantel, es war Alf der Ordensritter. Viel Veränderung hatte sein Antlitz, sein ganzes Wesen erlitten, in dem ersteren lag ein Ausdruck von Hochmuth. Das zweite zeigte ein raues gebieterisches

Anmaßen. Das junge Weib zitterte, als sie den furchtbaren Ernst in seinen Zügen las, er aber trat vor sie hin mit verschränkten Armen und schaute ihr finster ins Gesicht. Sie nahm das Kindlein und reichte es ihm dar, vermeinend der Anblick des kleinen Engels werde diese trüben Wolken von seiner Stirn verscheuchen. „Was soll die Spielerei?“ fragte Alf barsch — „Du hast wieder geweint, warum?“ — Belisa fröstelte zusammen vor dem kalten gebieterischen Wesen, preßte ihren Säugling in die Arme, als fürchtete sie für ihn, daß er aufwachte und schrie. „Mein Gott!“ rief sie schluchzend, „hat auch dieser arme Wurm keinen Einfluß mehr auf Dein verhärtet Herz? Trag ich nicht schon schwer genug an Deinem Zorn? — o komm Du armes Kind, wir wollen uns in eine Höhle verbergen; der, den Du Vater nennst, haßt Dich und mich; er stößt Dich zurück wie die Brut eines Raubvogels und doch bist Du Blut von seinem Blute, Fleisch von seinem Fleische — Du armes, armes Kind!“ —

„Schweig, Unselige!“ gebot der Ritter, „schweig, daß niemand solch Geschwätz höre; es möchte sich übel mit der Ehre des Comthurs von Christburg vertragen!“ — „Alf,“ sprach Belisa sanft, „laß mich zu Dir reden, nur eine kleine Viertelstunde schenke mir Dein Ohr. Erwinnere Dich, Mann, wie ich Dir

anhang in Liebe, wie ich um Deinetwillen dem Gatten entfloh, wie ich Dich vom Tode im heiligen Haine erlöste, erinnere Dich an Deinen Schwur, Alf; Du wolltest mich nie verlassen! — konnte Dir ein Weib mehr Liebe zeigen, als ich? Nein, es ist nicht möglich! — Dieses Kindes Lächeln muß Dir ins Gedächtniß zurückrufen, was ich Dir war — und was bin ich jetzt? — Du stößest mich von Dir, kein freundlich Wort hast Du mehr für mich — Lieb und Schwur sind verklungen — Du hast mich sehr unglücklich gemacht, Alf; doch ich darf Dir nicht zürnen, ich bin die Schuldige!“

Der Comthur von Christburg, zu dieser Würde war Alf emporgestiegen, sah starr vor sich hin; es mochte ihm manches Wort von Belisa hart ins Herz schneiden. Nach einer Pause sagte er etwas milder: „Jene Zeit ist vorbei, ich war damals vom Wahnsinn befangen, jetzt ist's anders geworden. Du sollst drum nicht hungern und das Kindlein auch nicht.“ Da konnte sich Belisa nicht halten, sie schrie laut auf, so weh hatten ihr die letzten Worte gethan. „Nicht hungern? heiliger Gott, Mitleid ist seine Liebe geworden! Erbarmen, wie mit einem Gethier des Waldes — o, es ist entsetzlich! und ihm habe ich alles geopfert! — Alf, hast Du die Menschennatur abgeschworen, hast Du Dein Herz weggeworfen und hast einen Eißklumpen

statt des warmen Herzens in der Brust? Töde mich
 schnell, sei barmherzig, ich kann diese Folter nicht er-
 tragen!“ Sie warf sich vor ihm nieder, hob den Säug-
 ling in die Höhe, als wolle sie ihn durch diesen An-
 blick rühren, der Ritter aber wehrte sie ab und sprach:
 „Steh auf Weib! Du sollst aufstehen!“ Belisa ge-
 horchte. „Es muß anders werden zwischen uns, ich
 will unser Verhältniß aufheben, denn es kann nicht
 mehr bestehen.“ Marmorbleich wandte Belisa zurück,
 ihr Haupt an die Wand lehrend, dann sagte sie leise:
 „Rede, Herr!“ Diese plötzliche Ergebung der so hart
 Gequälten machte allerdings auf den Comthur einen
 augenblicklichen Eindruck, doch schnell war er verwischt,
 eben so schnell als er entstanden, sein Herz war voll
 Hoffart. „Ich bringe Dir eine große Summe, damit
 ziehe in ein anderes Land, doch vorhero binde Deine
 Zunge durch einen Eid, daß sie nie verrathe, wer des
 Kindes Vater ist! Willst Du?“ „Ich will“, sagte
 Belisa tonlos, „Du zwingst mich und ich muß!“ Sie
 mußte sich bei diesen Worten an den Holztisch klam-
 mern, um nicht umzusinken, leise sprach sie den Eid
 nach, den er ihr vorsagte, dann sank sie ohnmächtig
 zusammen. Der Comthur warf einen Beutel Münze
 auf den Tisch und schritt zum Ausgang. Der Klang
 seiner Sporen rüttelte sie auf, außer sich stürzte sie
 ihm nach, umfaßte seine Kniee und schrie: „Alf! Alf!

Du gehst und läßt mich verzweifeln!“ „Es muß sein,“ sprach der Ritter, „mein Glaube, mein Rittereid, meine Ehre und meine Pläne machen es nothwendig. Sei klug; denn meinen Willen kannst Du nicht mehr erschüttern. In drei Tagen hast Du die Hütte verlassen, oder Gewalt wird Dich dazu zwingen.“ Er machte sich los und eilte von dannen.

Winselnd, mit gebrochenem Herzen schleppte sich Belisa zu ihrem Kinde, das wieder ruhig schlummerte. Mit stieren Augen betrachtete sie es, ein großer Gedanke, erzeugt von der Ueberspannung ihrer Sinne, vom Uebermaaß des Schmerzes, dämmerte in ihrer verzweiflungsvollen Seele auf, immer mehr funkelten ihre Blicke, ihre Glieder zitterten, ihre Lippen bebten. „Nicht wahr, Dir wäre wohl, wenn ich Dich befreite vom Leben, Du armes Kindlein? ach — gewiß; das Leben ist ja so bitter, nichts als Schmerz. Du kennst ihn noch nicht und eine kleine kleine Wunde nur drängt alles Leid von Dir und es wäre Dir der Himmel offen, Du könntest glücklich sein ohne Schmerz.“ — Eine Weile hielt sie ein, während ihre Hand mechanisch nach einer Nadel griff; dann sagte sie, zum Ohr des Säuglings gebückt, „Sieh, armer Wurm, der Vater hat Dich verlassen, Du könntest ein Waise werden, denn Deine Mutter wird auch ihrem Elend entslichen und ihre Seele frei

machen im frischen kühlen Wellengrab; wer sollte Dich dann pflegen? Leb' wohl, mein herziges Kind, leb' wohl; siehst die Mutter nie wieder!“ Ihre Hand zuckte nach des Säuglings Herzen. Da schlug dieser das lichtblaue Augenpaar auf, die zarten Aermchen hoben sich in die Höhe, als wollten sie das Gräßliche verhindern und ein holdes Lächeln verklärte die runden Wangen des kleinen Wesens. Belisa war zu sehr Mutter, dieser Anblick verbannte den bösen Geist, der sie erfaßt hatte, es war, als hätte des Himmels Lichtglanz in ihre verdunkelte Seele geleuchtet; sie ließ die Nadel fallen und stürzte nieder, ihr glühendes Antlitz an des Säuglings Herz pressend. „Mein Leben,“ rief sie, „mein süßes zartes Leben! bald hätte ich Entsetzliches gethan, Du hast mich zur rechten Zeit gewarnt; ja, ich will Dir Mutter sein, sind wir doch Beide verstoßen, ich schuldig, Du unschuldig. Komm, mein herziges Kind, an diese Brust, die Dich nährt; trinke aus ihr den Schwur meines Herzens, da Du meine Worte nicht verstehen kannst.“ Sie küßte und herzte den Säugling, obgleich ihre Augen weinten; doch der Schmerz, der sie erfüllte, wurde dabei milder.

Der Comthur von Christburg hatte die Hütte verlassen und schwang sich auf sein Roß. Jene Liebe, die er einst zu Belisa getragen, war erloschen, er

fühlte nichts mehr für sie. Stolz und Ehrgeiz füllten wieder seine Brust wie ehemals, er hatte sogar die Dankbarkeit ausgerottet, die er doch der Retterin seines Lebens schuldig war. Jetzt fürchtete er nur, dieses Verhältniß, das er so sorgsam geheim gehalten, könnte lautbar werden und ihn zurückstoßen von der Stufe der höchsten Würde eines Ordensritters. Sein ganzes Streben ging nach der Landmeisterwürde, er ward also zu diesem Vorhaben ein Frömmeler, um seinen Plan zu erreichen. Diesen Gedanken hing er nach, indem er der Ordensburg zuritt. Die Fahnlein mit dem Kreuze wehten ihm lustig entgegen von den Zinnen, er hielt an und schaute hoffärtig über das herrliche Gebiet von Christburg, über die wallenden Felder und fruchtbaren Wiesen. „Wenn ich erst Herr sein werde über das neueroberte Land, wenn der Name Alf von Thierberg genannt werden wird in der Christenheit mit tiefer Ehrfurcht; dann erst werd' ich glücklich sein, mein Ziel ist erreicht!“ — Walrad Wunderlichs Stimme that diesen stolzen Träumen Einhalt; schweißtriefend jagte er dem Comthur entgegen. „Nun was ist's, das Dich so ins Zeug bringt, Walrad?“ fragte dieser. „Der Teufel ist los, das Heidenvolk ist in der Nähe, es muß von Elbing her geflogen sein!“ gegenredete der Bogt, der jetzt nur noch den Titel führte, da der Landstrich Natangen

und Ermeland unter Monte's Bothmäßigkeit stand. — „Die Preußen?“ fragte Alf erstaunt. „Wer anders?“ war die Gegenfrage. „Herkus Monte führt sie, es gilt jedenfalls eine Ueberrumpelung der Burg.“

„Wir wollen ihnen entgegen! Bei der heil. Jungfrau, wir müssen das Spiel umdrehen, wir wollen sie überrumpeln.“

„Das wäre wahnwitzig — unsrer sind eine Hand voll, die Heiden zwanzigmal stärker!“

„Und wären sie hundertmal stärker als wir, drauf und dran!“

Der Comthur sprengte rasch der Ordensburg zu; Walrad folgte. Als der Abend niedersank stand die kleine Schaar der Christen im Buschwerk versteckt; lautlos rückten die Preußen an in der Stille der Nacht, nichts Böses ahnend. Plötzlich, als die Heiden schon den Hinterhalt passirt waren, drang der kleine Christenhaufe mit furchtbarem Geschrei ihnen in den Rücken. Der unbekannte Feind ist immer größer, die Preußen wichen entsetzt, der Ueberfall schien zu glücken. Doch nur die erste Bestürzung war es, die den Christen den Vorthail gab; jetzt ertönte Monte's Stimme, der selbst mit seiner gewaltigen Keule den Seinen mit gutem Beispiel voranging — die Preußen schämten sich ihres Schreckens und mit erbitterter Wuth stürmten sie auf ihre Feinde. Trotz der

Tapferkeit der Ritter siegten die Heiden und eine gänzliche Flucht zerstreute den Christenhaufen. Walrad Wunderlich fiel von Monte's Arm und ward elendiglich von den Hufen der Rosse zertreten. Die Flüchtigen wurden verfolgt. Herkus sammelte die Seinen und zog sich zurück, um den anbrechenden Morgen zur Einnahme der Beste abzuwarten. Ermüdet von der Blutarbeit warf der Held die Augen umher, um einen gesicherten Aufenthalt zu erspähen, da gewahrte er den schwachen Streifschein eines Lichtes in der Entfernung am Saume des Waldes. Dorthin wandte er sein Roß, begleitet von einigen seiner Getreuen. Als sie näher kamen, gewahrten sie, daß der Lichtschein aus dem Fenster einer Hütte dringe. Alles war so still ringsum, in der einsamen Wohnung selbst tönte kein Laut. Herkus sprang vom Gaul und trat mit seinen Begleitern hinein. Der Anblick, der sich ihm hier zeigte, erstarrte das Blut des Helden, die Nemesis hatte ihn zu dieser Schwelle geleitet. Ausgestreckt am Boden, schwer verwundet, lag der Comthur Alf da, eine bleiche Frau kniete an seiner Seite und wusch seine Wunden. Der Eintritt Herkus Monte's schreckte sie auf, sie wendete das Gesicht nach ihm und entsezt wie vor dem Tode sank sie zurück. — Monte stand athemlos, seine Pulse schienen zu stocken, die Farben wechselten auf seinen

Wangen; nach einer Pause sprach er zu seinen Begleitern: „tretet hinaus, hier kann niemand richten, als ich allein!“ Die Getreuen gehorchten. Seine Stimme hatte den Ordensritter aus der Betäubung der Sinne aufgeschreckt, er schlug die Augen auf und erkannte Den, dessen Lebensglück er zerstört hatte. Herkus verweilte lange bei dem Anblicke Belisens. Gott und Teufel kämpften in seiner Brust; jetzt konnte er Rache nehmen, fürchterliche Rache, doch dies bleiche Antlitz mit den Zügen des Grams ließ den Himmel in seinem Innern siegen. „Belisa,“ sprach er, „hast Du mich erkannt?“ — Sie warf sich zu seinen Füßen, seine Knie umklammernd: „Nimm mich hin, Herr,“ rief sie, „ich habe schrecklich an Dir gefrevelt, nimm mein Blut, mein Leben und räche Dich.“ — „Steh auf, Weib,“ gebot er, „meine Rache sei Deinem Verbrechen angemessen — ich will nicht Dein Blut; lebe! lebe und diese Stunde sei die Geißel Deiner Tage. Du hast mein Glück, meinen Glauben an die Menschheit zerrissen — die wenigen Tage, wo ich getäuscht in Deinen Armen träumte, sind Deine Fürsprecher — Herkus Monte ist nicht undankbar — ich verzeihe Dir!“ „Herkus!“ rief Belisa außer sich, niedergeschmettert durch des Helden Edelmuth. „Du straffst mich schwerer, als wenn Dein Schwert in meinem Herzen wühlte — ich bin elend, verworfen!“

— Die heißen Zähnen des Weibes fielen auf seine Hand, der Held zuckte zusammen, er fühlte auf-
 neue, wie mit Belisa's Verschwinden das Licht aus
 seinem Leben geflohen sei, und der, der ihm seinen
 Himmel gestohlen, lag jetzt da, in seine Gewalt ge-
 geben. Lange starrte er den Comthur an, dann trat
 er zu ihm und sprach: „Meineidiger Ritter, erkennst
 Du die Gerechtigkeit der Götter? sie haben Dich in
 meine Gewalt gegeben — ich könnte Dich entehren,
 könnte Dich zum Spott der Sieger machen und dann
 im fürchterlichsten Qualentod mich an Dir rächen —
 Du hast meine Gastfreundschaft übel vergolten, da
 Du zum Räuber an mir wurdest — Deine Ehre,
 Deine Seele ist gebrandmarkt — ich schenke Dir,
 Gebrandmarkten, Dein elendes Leben! Möge dies Ge-
 schenk eine Last für Dich sein und Deinen Arm läh-
 men — trage es beschimpft von meiner Rache!“ —
 Wüthend raffte sich Alf auf, doch der Blutverlust
 hatte ihm die Kraft geraubt, er sank wieder zusammen.

In diesem Augenblick, wo Herkus groß dastand
 als Rächer, wo er fühlte, wie erhaben der Sieg über
 sich selbst macht, wo er sich bewährt hatte als Held,
 der Leidenschaften und Feinde gleich gewaltig bekämpft,
 wurde das Geschrei eines Säuglings vernehmbar.
 Belisa nahm den Weinenden und hielt ihn Herkus
 hin in unaussprechlichem Schmerz. Der Held starrte

das Kindlein an, seine Glieder bebten, ein tiefes Weh ergriff den Kinderlosen — in seinen Augen brannten ein paar heiße Tropfen, er riß die goldne Kette vom Halse, warf sie auf den Säugling und stürzte zur Hütte hinaus. Von dieser Stunde an ward er noch ernster und oft, wenn nächtliche Ruhe auf der Erde lag, stand er mit verschränkten Armen und seufzte: „Der Räuber meines Glückes ist glücklich, denn sie gab ihm ein Kindlein!“

Acht Jahre waren verstrichen seit jener Stunde in der Hütte bei Christburg. Belisa ward aus der Gegend verschwunden, ihre Wohnung zertrümmert. Ihrem Kinde zu Liebe war sie nach Königsberg gezogen, das seit 18 Jahren erst entstanden, jetzt schon für die damaligen Zeitumstände eine hübsche und auch wohl befestigte Stadt war. Ihr schnelles Aufkommen mochte wohl der Krieg vorzüglich befördert haben. Die Ordensritter hatten die von Ottokar, dem berühmten Böhmenkönig daselbst gegründete Burg gut bewehrt; das lebhafteste Treiben, der Pregel, die Nähe des Hafens und hauptsächlich die Anzahl der geflüchteten christlichen, dem Orden treu gebliebenen Preußen und die deutschen Ansiedler machten die Stadt zum Augenmerk der heidnischen Feldherrn. Sie began-

nen den Sturm. Aber die starke Burg und die wohl-
 befestigte Stadt, auf das tapferste vertheidigt, trogte
 ihrer Waffen Gewalt. Da beschlossen sie, die Belä-
 gerten durch Hunger zu zwingen und hielten mit ei-
 ner Menge von Schiffen den Pregel gesperrt, um auf
 diese Weise jede Zufuhr von Lebensmitteln zu ver-
 hindern. Doch in der Stadt befand sich ein geschick-
 ter Schwimmer und Taucher, ein Lübecker Bootsmann.
 Dieser sammelte das Volk um sich und lachte
 dieser feindlichen Zurüstungen, erklärte öffentlich, daß
 er sie zu Schanden machen wolle, wenn die Nacht
 käme. Die Nacht kam, er schwamm heimlich unter
 dem Wasser zu den preussischen Schiffen und das
 feste Wagstück gelang ihm, mit einem spitzigen Eisen
 die Boden der Schiffe dermaßen zu durchbohren, daß
 sie versanken. Am andern Morgen war die Freude
 groß in der Stadt, denn der Fluß war frei und es
 konnte, da dazumal noch keine Kanonen ihr Verderben
 auf die Zufuhr bringenden Schiffe vom Ufer ausspei-
 ten, die Stadt und Beste sich aufs neue verprovian-
 tiren. Doch auch die Preußen waren nicht unthätig.
 Sie ersannen ein neues Mittel, ihr Unternehmen zu
 bewerkstelligen. Sie erbauten eine Brücke, wohl ver-
 sehen mit festen Thürmen, über den Strom, und ver-
 hinderten dadurch die Zufuhr noch mehr, als vorher
 durch die Schiffe. Jetzt ward die Noth groß in der

Stadt, der Hunger fing an zu wüthen. Da wurden die Ordensritter auf der Burg eines Sinnes, da jede Hülfe von ihrem Orden ausblieb, lieber rühmlich im offenen Kampfe zu fallen, als dem Hunger zu erliegen. Die unheilbringende Brücke zu zerstören war ihr nächstes Trachten. Gemeinschaftlich nahmen die Helden das Abendmahl, dann bestiegen sie mit Schild und Schwert bewaffnet, einen Rahn. Der Wind erhob sich, ein günstiges Omen, und trieb das leichte Fahrzeug gewaltig gegen die Brücke. Hier, fest aneinander geschlossen, die entblößten Schwerdter muthig dem Feind entgegenstreckend, stiegen sie aus. Ein entsetzlicher Kampf begann, das unglaubliche Werk der Tapferkeit gelang; die geringe Zahl der Christen besiegte die Heiden, zerstörte die Brücke und kehrte siegreich in die Burg. Die Stadt glaubte sich jetzt gerettet, doch bald verstummte der Jubel darüber, indem Herkus Monte mit seinen siegreichen Schaaren vorrückte. Mit der Gegenwart des gefeierten Helden kehrte auch der Sieg sich zu den Preußen, die durch lithauische Kriegsvölker sich verstärkt sahen.

Herkus gönnte seinen Schaaren, die ermüdet vom raschen Marsche waren, einen Tag Erholung, damit sie am morgenden Tag, der zum Sturme bestimmt, in ihrer altgewohnten Kraft sich zeigen konnten. Eine einzige Nacht lag zwischen einem neuen Siegestage.

Im Lager der Preußen tönte Jubel und Gesang; fleißig kreisten die Trinkschaalen von Hand zu Hand und die heitre, laue Sommernacht erhöhte die Hoffnung des Sieges. Unheimlich dünkte heut dem Helden Monte das wilde Jauchzen seiner Krieger, seine sonst so freie Brust fühlte sich sonderbar beregt; er verließ das Getümmel und schritt dem Pregel entlang. Die Sternlein blickten so traulich nieder, die Ruhe, die ausgebreitet lag über der belagerten Stadt und der Gegend, war nur von dem wüsten Lärm im Lager unterbrochen; deswegen wendeten sich seine Schritte weit weg davon, um sich selbst in dieser erquickenden Nacht anzugehören. Stolz wallte der Strom zwischen seinen Ufern, ein geheimnißvolles Rauschen drang aus seinen Wellen zu Herkus Ohr, es war ihm, als sprächen heimliche Stimmen zu ihm, deren Flüstern er nicht verstand, die aber in seinem Innern einigen Anklang fanden. Er warf sich nieder auf einen Hügel, seine Blicke richteten sich auf zum Sternenbogen. Die stille majestätische Pracht da oben, die Einsamkeit der Nacht, das ewig sich wiederholende Wellenspiel, machten auf den Helden einen eignen tiefen Eindruck. Er fühlte sich in diesen Augenblicken dem Himmel näher als der Erde, die unbekannte Sehnsucht, die oft mitten im Waffengetümmel seine Brust füllte, enträthselte sich ihm jetzt — es

war die Sehnsucht nach einer bessern Heimath! — Er schaute wieder zurück auf den Strom — Welle jagte sich auf Welle — eine immerwährende Unruhe, ein stetes Verfolgen — alles so flüchtig, kommend und verschwindend wie das Leben des Menschen. Immer tiefer verlor er sich im Anblick des gleichmäßigen Spiels, seine Augen suchten die größern Wellen, die sich stolz emporhoben und dann plötzlich zusammenfielen und in Schaum verrannen, in immer weiteren Kreisen, bis das Auge die letzten ermatteten Schwingungen der zertrümmerten Woge nicht mehr erkennen konnte. „Werde ich auch so enden wie diese Trümmer, diese sterbenden Kräfte der Größe; wird mein Andenken so vergehen in Vergessenheit wie dieser Schaum, der spurlos verschwindet?“ so fragte sich Herkus und eine tiefe Wehmuth kam über ihn. Er schaute hinauf zu den lichten Zeichen der Urkraft, deren Gefunkel auf den Wellenspitzen schimmerte, die so ruhig auf die schlafende Erde niederblickten, als trügen sie Mitleid mit der bunten Traumwelt, die da unten ihr Wesen trieb und das eitle Treiben des Tages in phantastischen Gaukelbildern weiter spann. Da oben war alles so licht, so klar, kein Schatten, alles rein; unten aber wechselte Dunkel und Licht, gerade wie das Leben. Lächerlich, abgeschmackt erschien ihm jetzt bei Betrachtung der unendlichen Größe des Weltalls

daß feindliche Wesen auf der Erde und er wurde irre an sich selbst, an seinem Beruf, der Retter seines Volks zu sein.

„Es ist ein nutzloser Kampf,“ sagte er zu sich; „die Christen streiten für ihren Glauben, wir für den Unsern und doch ist diese Welt ein Haus; nur ein Himmel umspannt sie; diese Sternlein leuchten ihnen und uns und keinen Unterschied macht die herrliche Sonnenkugel mit ihren Strahlen. Wenn es wahr wäre, daß es nur einen Gott giebt, wie die Christen behaupten? — Wer sagt mir, daß ich für die wahren Götter streite?“ —

„Du streitest für die Freiheit!“ sprach eine heisere Stimme neben ihm.

Herkus wandte sein Antlitz und Brailam stand ihm zur Seite, aber es war nicht mehr die hohe Figur, wie ehemals; gebückt, keuchend stellte sie sich ihm dar, ihr Antlitz war eingefallen, die Gestalt ein Bild des Todes. „Du hier?“ fragte Monte. „Ja, Sohn,“ sagte sie leise, „ich fühle das Ende meiner Tage — noch einmal wollte ich Dich sehen, ehe sich mein Auge schloß. Bin ich doch, wenn auch verworfen, von einer Mutter geboren, die ihr Kind liebte — warum sollte nicht ein Funken Mutterliebe auf mich übergegangen sein, den Sohn zu sehen, der der Stern seines Volkes geworden? Seit jener Stunde,

wo ich Dir die Geschichte meines Lebens enthüllte, sind Jahre verflossen und in ihrem Laufe hat sich auch mein Wesen geändert. Ich habe schwer gebüßt für meine Verbrechen — aber auch die Erkenntniß ist mir gekommen, ich habe einsehen lernen, daß unser Glaube blutig ist, der aber der Christen sanft und wahr.“ — „Weib, was sprichst Du?“ rief Herkus entsetzt aufspringend. „Wenn der Glaube an unsere Götter falsch ist, so habe ich einen jahrelangen Kampf vergebens geführt, so bin ich der Elendeste der Menschen!“ „Du kämpfst für die Freiheit Deines Volkes;“ sagte Brailam eintönig, „damit hat der Glaube nichts gemein.“

„Nein, bethöre mich nicht, ich kämpfte für die Götter!“ rief Monte stark. „So warst Du unwissend ein Christ, denn Du hast den blutigen Dienst der Götter nicht gebilligt, Du warst zu edel, um den Priestern unbedingt zu glauben. Doch laß das — höre meine Worte — meine Frist ist gezählt. Zu Dir wollte ich, doch hier wichen meine Kräfte, ich fühle den Tod in meinen Gliedern — es ist mein letzter Gang gewesen. — Schon glaubte ich Dich nicht mehr zu sehen — ich lag hier in der einsamen Nacht — da kamst Du und ich habe ein Zeichen nun, daß mir verziehen ist im Himmel, denn ich sehe

Dich, dem meine Sünde das Leben gab, in meiner letzten Stunde.“

Brailam schwieg, Herkus schaute in ihr Antlitz, in welchem trotz der vielen Falten ein reiner Ausdruck lag — alles Wilde war daraus verschwunden. Immer matter leuchtete ihre Brust, ihre Hände wurden kälter, sie neigte das Haupt wie eine Müde und ihre Augen schlossen sich. Herkus riß seinen Mantel herab und bedeckte die Sterbende. Da schlug sie nach einer Weile die Augen auf und schaute hinauf zu den lichten Sternen; ihre Züge belebten sich, sie faßte nach der Hand ihres Heldenjohnes und lispelte leise: „Dort oben leuchtet's und ist so hell — ich fühle, wie es meine Seele hinauf zieht — mir wird wohl — lege Deine Hand auf mein Haupt, segne mich, daß ich scheide in Frieden, mein Sohn!“

„Geh ein in Ruhe!“ sprach Herkus. „Sohnes Segen ist der Reuigen süß!“ sagte sie matt und schloß die Augen. Noch einigemal zuckte der Todeskrampf durch die gebrechliche Gestalt, dann schauderte sie zusammen, als ließe Eis durch ihre Adern und — ihr Auge brach; ein sündenschweres Leben hatte geendet. —

Das tiefe Schweigen der nächtlichen Natur, das eintönige Rauschen des Stromes, die Leiche der Mutter zu seinen Füßen, machten einen gewaltigen Ein-

druck auf Monte. Mit verschränkten Armen betrachtete er die Entseelte, da war es ihm, als öffneten sich noch einmal die gebrochenen Augen. Entsetzt trat er zurück; ein langer verglaster Blick der Leiche folgte ihm, dann fielen die Augenlieder wieder zu. — „Sie sucht mich, ich soll ihr folgen!“ rief der Feldherr und eilte von einer plötzlichen Ahnung gefaßt weg von dem schauerlichen Plaze. Als der Morgen graute trugen einige Männer Brailams Leiche ins Lager und legten sie auf einen Holzstoß, die Flammen verzehrten beide und eine irdene Urne nahm die Asche auf, die in des Feldherrn Zelt gesetzt wurde.

Die Sonne des jungen Tages ging blutroth auf und tauchte die ganze Gegend in ihren symbolischen Farbenton. Als ihr feuriges Antlitz sich zur vollen Größe am östlichen Horizont erhoben hatte, da ertönte das furchtbare Kriegsgeschrei der Preußen vor der befestigten Stadt und der Sturm begann. Blut floß auf Blut, die Belagerten boten die letzte Kraft gegen den übermächtigen Andrang auf, doch umsonst, die Stunde ihres Schicksals hatte geschlagen — sie mußten unterliegen. Mit der Mittagssonne war die Stadt überwältigt und bandenfrei waltete das Verderben in ihr. Gräuelthaten wurden verübt von den wilden siegberauschten Kriegern, Feuerbrände in die Häuser geschleudert, daß die Feuersnoth noch mehr

des Unglücks hervorbringe. Das Geschrei der Weiber um ihre Gatten, der Mütter um ihre Kinder, der Letztern um ihre Eltern drang zum Himmel auf, aber nicht in die Herzen der wuthentfesselten Krieger. Hier tanzte Einer, ein blutiges Kinderhaupt auf dem Spieße, in der Straße, dort würgte ein Anderer eine Mutter, die mit der Wuth der Löwin ihren Säugling vertheidigte, da spaltete ein Dritter einem todbleichen Greis den Schädel und wieder Andere rasten mit wüthendem Geschrei umher, alles vor sich hernieder hauend. In der Nähe einer kleinen Kapelle, wohin zu dem wunderthätigen Marienbild sich Frauen mit ihren Kindern gerettet hatten, entbrannte ein wildes Schlachten. Wehgeschrei erscholl hier mit Todesröcheln vermischt. Ganz in eine Mauer gedrückt, unter dem weiten Gewand einen blondlockigen Knaben verborgen, stand eine bleiche Frauengestalt; Todesangst zitterte in ihrem Antlitz, ihre Hände waren weit vorgestreckt wie zum Schutz des Kindes. Jetzt drang ein blutgefärbter Krieger auf sie zu, erfaßte ihr Gewand und entriß sie ihrem Asyl. Die heftige Bewegung löstete den Mantel und der Kopf des Kindes wurde sichtbar. Des Kriegers Faust ergriff die schönen Locken des Knaben und riß ihn mit teuflischem Gelächter zu sich. Da schrie das Weib gräßlich auf und stürzte mit Tigermuth auf

den Blutmenschen zu, dessen Rechte das blonde Haar des Kindes um sich geschlungen hatte und mit der Keule in der Linken einen furchtbaren Schlag nach dem lieben Haupte führte. „Halt ein, blutiger Bürger, halt ein!“ schrie die Mutter in Raserei; „tödt mich, laß das liebe Kind leben; nimm mein Blut, mein Leben —!“ Die Todesangst gab ihr Kräfte, sie hielt den aufgehobenen Arm des Mörders und verhinderte den Todeshieb; doch der Blutdürstige grinste gleich einer Hyäne, seine Augen funkelten in toller Wuth und weit von sich schleuderte er die schreiende Mutter. Jetzt sauste der Keule Wucht in der Luft — sie fiel — der Kopf des armen Kindes war zerschmettert, das holde Gesicht von Blut überzogen. Teuflich lachend schleuderte der Mörder das zertrümmerte Leben zu den Füßen des Weibes und warf sich, neue Opfer für seine Blutgier suchend, in die Haufen der Wehklagenden. Heulend vor Schmerz sank die gehöhnte Mutter neben dem kleinen blutigen Leichnam ihres einzigen Sohnes, sie rief seinen Namen, doch keine Antwort tönte in ihr Ohr, sie hauchte warmen Athem ihm in den Mund, aber die Brust war todt, kein Pulsschlag mehr in ihr; diese blonden Locken, der Mutter Freude, starrten jetzt vom Blut; die lieben Augen, so treu, so herzig, ihre einzigen Sterne noch im Leben, waren wirr, verdreht, heraus-

getreten. Als kein Naderchen mehr in ihm schlug, da starrte sie lange auf den kleinen Körper mit stieren Blicken; ihr Gesicht wurde wieder ruhig, denn ihre Sinne umschleierte der Wahnsinn — sie sollte das Gräßliche nicht mehr in seiner ganzen Größe fühlen — ihr Mund lächelte und süße Worte, als schliefe das Knäblein, drangen aus ihm hervor; sie wickelte behutsam die blutige Leiche in ihr flatternd Gewand und eilte mit aufgelöstem Haar durch das wehschreiende Volk und wenn eine Mutter, die wie sie gleiches Schicksal gehabt, an ihrer Seite um das verlorne Kind weinte, dann winkte sie geheimnißvoll mit der Hand und flüsterte leise: „Ruhig, ganz still, mein süßes Leben schläft so sanft und regt sich nicht, wecke mein liebes Knäblein nicht!“

Endlich lagen nur Leichen um die Kapelle und die rohe Wuth riß jetzt sogar der heil. Jungfrau Bild herab und trug es spottend in der Straße dahin und andre schossen darnach mit ihren Pfeilen, als wäre es eine Zielscheibe; ein ungeheurer Jubel ertönte dann, wenn ein Pfeil in das Antlitz des hölzernen Gebildes traf. Den Frevlern entgegen auf hohem Ross sprengte Herkus Monte und mit hohem Ernst und donnernder Stimme befahl er, das Heiligenbild wieder hinzusetzen in die Mauerblende und als Einer sich empörte gegen das Gebot, fuhr des Helden Streit:

art auf den Schädel des Ruchlosen herab und zertrümmert sank er nieder. Da überkam Furcht die Uebrigen und ungesäumt erhielt die verhöhnnte Madonna ihren alten Platz; der Feldherr aber that dem Morden Einhalt und rettete durch seinen Edelmuth viele Menschenleben. Einige Stunden später, als noch wüstes Siegesgeschrei in der bezwungenen Stadt tönte, eilte Herkus, ermattet von den Anstrengungen des heutigen Tages hinaus ins Freie; sein Fuß wandte sich auch seitwärts vom Lager weg, denn auch da schallte der blutige Jubel ihm entgegen. Noch nie hatten die Gräuelszenen eines Sieges so auf ihn gewirkt, wie heute; sein Herz blutete und sein Fuß floh die Stätten des Jammers. Ohne Ziel streifte der Held zwischen dem Gebüsche umher, die vorige schlaflose Nacht und die Arbeit des heutigen Sieges hatten seine Glieder ermüdet, unter einem schattigen Eichenbaume längs des Weges streckte er sich nieder. Die erfrischende Kühlung unter dem Laubschatten, die heilende Ruhe des Orts, entfernt von dem blutigen Getümmel, goß sanften Schlummer über den Ermatteten.

Ein Zug Reifiger, geführt von dem Comthur von Christburg und einigen Ordensrittern trabten des Wegs einher, um zu den Brüdern zu stoßen, die die Königsberger Burg noch tapfer gegen die Heiden

hielten. Geräuschlos zogen die Bewaffneten, denn sie kannten die Nähe des Feindes, ihre Blicke spähten sorgsam umher, um nicht in einen Hinterhalt zu gerathen. So waren sie aus dem Walde fast gekommen, der dazumal noch unweit der Stadt sich ausbreitete; da gebot der Comthur den Reitern Halt zu machen und mit einigen Ordensrittern, die gleich ihm die Rosse verlassen hatten, schritt er unter den deckenden Bäumen dahin, zu erforschen, ob der Weg außerhalb im freien Felde sicher genug sei. Stumm, ihre Schwerdter tragend, daß sie nicht rasselten, nahmen sie ihren Weg durchs Gebüsch; als sie sich sicher sahen, drehten sie sich seitwärts nach dem Wege, um bequemer zu ihren Bewaffneten zu gelangen. Als der Comthur aus dem Gebüsche trat, das den Saum des Weges bildete, blieb er erstarrt stehen, vor ihm auf der anderen Seite lag der preußische Feldherr, schlafend. Schon lange Jahre hatte er den tiefsten Haß gegen ihn getragen, denn Monte's Edelmuth, des Verwundeten Leben zu schonen, hatten einen bitteren Groll in sein Herz geworfen; jetzt bot sich ihm die Gelegenheit dar, dem großmüthigen Rächer zu lohnen. Leise winkte er seinen Begleitern, sie standen still. „Hier liegt der Kopf der bössartigen Schlange, flüsterte er, „an uns ist's, ihn zu zertreten!“ Der Glende hatte nicht den Muth den schlafenden Feind

zu wecken, gerauschos schlich er zu ihm hin, ergriff des Helden Schwerdt, das zu seiner Seite lag und stieß es ihm durch die Brust, daß ein breiter Blutstrom hervorsprudelte. Noch einmal schlug Herkus die Augen auf, ein bittres Lächeln überflog sein Gesicht, das schnell im Todeschmerz erbleichte; dann sank er zusammen und der Meuchelmörder jubelte laut, die Ritter herbeirufend. Die Reifigen von den hellen Tönen der Freude ihrer Gebieter herbeigelockt, schlangen spottend einen Strick um des Helden Hals und knüpften ihn an einen Ast der Eiche auf, die seinen letzten Schlummer beschirmt hatte. Dann zogen sie fort mit fröhlichem Jauchzen; nur ein alter Reifige, dem einst der Gemordete großmüthig das Leben geschenkt, war menschlich genug, mit seinem Schwerde den Strick zu zerhauen, der den Colen entehrte.

Da lag der Held mit der breiten Todeswunde, sein Blut färbte die Erde, ausgeschlagen hatte das Herz, das groß und hehr im Kampfe, menschlich gegen den Besiegten und edel in der Rache war. — Eine tiefe Stille lag in dem Walde, gleichsam als trauere er um das Verbrechen, das in ihm verübt. Eine Stunde war verflossen, da schwankte bleich und still eine Frauengestalt einher, ein bluterstarrtes Knäblein tragend, um das sie sorgsam ihren Mantel ge-

hüllt hatte; zuweilen stand sie still, blickte mit irrem Lächeln auf das Kind und flüsterte leise: „Schläfst noch sanft, mein herziges Leben? — schlafe, mein Kindlein, schlafe — 's ist so öde, so finster überall und der kalte Wind fährt über die Felder und erstarrt das warme Blut. Hast auch geblutet, mein zartes Knäblein — und Mutter hat drum geweint — ach, die Thränen kamen aus dem Herzen; jetzt ist's gut, jetzt schläfst Du; ach, könnte ich mit Dir schlafen — aber ich muß Dich in die Sonne tragen, daß Du nicht frierst, mein liebes Kind und dann — dann will ich Dir singen vom tapfern Ritter — von — Hu, mich schaudert's; Du bist so kalt und starr — siehst Du den schönen grünen Wald — 's ist heimlich drin wir wollen hinein — da sind wir allein und kein — Blut ist drein, kein „ — Pfeilschnell, wie ein gejagtes Reh, eilte sie dem Saum des Waldes zu. Ihre Schritte verfolgten die Richtung des Weges und die Eiche, unter der die Blutthat geschehen, streckte den Ast, an welchen die Elenden, die sich Christen nannten, ihren ruhmbedeckten Feind aufgeknüpft, gerade herüber in die Mitte der Straße. Da auch lag die Leiche des Helden und hielt die Wanderin auf. Ihre Augen starrten den blutigen Körper an, sie erkannte ihn — Schauer der Erinnerungen, die gleich Blitze durch die Nacht ihrem wirren Sinne leuchteten, jag-

ten sich in ihrer Seele — dieser Gemordete hatte sie ja einst geliebt und an ihn hatte sie den Frevel begangen, der ihr Leben vergiftete — aber auch verziehen hatte er ihr! — Sie kniete nieder, faßte seine Hand und führte sie zu den Lippen, einen brünstigen Kuß darauf drückend; die Totenkälte aber, die bereits den Körper Monte's erstarrt hatte, durchfröstelte sie bei dieser innigen Berührung, sie seufzte erschrocken: „Wie kalt ist Deine Hand, Herkuß — wie mein Kind, lein so kalt — und auch so blutig — wärme mir meinen herzigen Knaben — Deine Brust ist ja voll Liebe — so viel ist darin, daß Du mir sogar verzeihen konntest — habe oft geweint über mein Verbrechen, Herkuß — ich will nicht dran denken, sonst sprengt's mir die Brust entzwei — wärme mir nur den Knaben — aber weck' ihn nicht auf — er schläft!“

Sie hatte den Knaben über ihn gelegt, daß sein Lockenkopf an des Helden todter Brust ruhte, dann bog sie den Arm der Leiche und legte ihn über den Knaben weg, daß es das Ansehen hatte, als wären sie vor dem Tode schon vereint gewesen, als wollte der Gemordete das Kind nicht von sich lassen. Als sie das vollbracht, schaute sie lächelnd auf ihr Werk und sagte mit einem Ueberflug von heimlicher Freude leise: „Er herzt meinen Knaben!“ — — Lautes Getümmel durchbrauste den Wald, viele Stimmen wur-

den vernehmbar, auch Hörnerruf mischte sich darunter und rollte in lang gehaltenen Tönen, zwischen den Baumgruppen den Wiederhall suchend. Die Preußen waren es, die ihren Feldherrn vermißten. Bald hatten sie ihn aufgefunden und nun standen die bärtigen Männer schneebleich um die Gruppe. Dieser Anblick entmannte schier die an Blut gewöhnten Krieger, seltne Gäste entträufelten ihren Augen und eine tiefe Stille, kaum durch die Athemzüge gestört, herrschte unter der Versammlung. Belisa nahm keinen Theil an ihrem Schrecken, lächelnd wie früher schaute sie auf die Beute des Todes; endlich schlossen sich ihre Augen, sie sank neben den Leichen nieder. Lautlos trugen die Männer alle Drei ins Lager. Mit Monte's Tod war die Freiheit des preussischen Volkes verloren, ein Schlag nach dem andern traf das seines edlen Feldherrn beraubte Heer, schnell gingen alle ihre Eroberungen wieder an die Christen. Diwan, der Barter Feldherr, starb von einem Pfeilschusse durchbohrt, als er eben, an der Spitze seiner siegreichen Schaar, die Burg Schöensee erstürmte. Königsberg kam zurück in die Hände der Ordensritter und das erste Zeichen ihrer neuen Macht war die öffentliche Hinrichtung des Warmier Feldherrn Glappo, der an Monte's Stelle Königsberg belagerte, aber dem Verrath eines Preußen unterlag, dem er mehrere

remale das Leben gerettet hatte, eines Tages aber, von Wollust verlockt, sein Weib entrißten.

Zwei Tage später nach der Ermordung Monte's herrschte tiefe Stille im preussischen Lager, die Zulifsonen schichteten den Scheiterhaufen für die Leiche des Helden. Ein Trauermahl war veranstaltet, dessen Theilnehmer die Vornehmsten im Heere waren, unter ihnen saß, nach der Väter Weise, der Todte in aufrechter Stellung, angethan mit seinem besten Schmucke, als wenn er noch lebte. Speise und Trank setzte man ihm reichlich vor und da die erloschenen Augen sich nicht mehr öffneten, die erstarrte Hand sich nicht mehr ausstreckte, die dargebotenen Gaben zu empfangen, so stimmte die Versammlung die Todtenklage an. „Warum bist Du von uns gezogen? warum hast Du uns verlassen? Waren Deine Freunde Dir nicht lieb? Hast Du nicht mit ihnen gesiegt und flog nicht der Ruhm vor Dir her, wo Dein Name tönte? Besahest Du nicht schöne Jagdfalken? Waren Deine Hunde nicht schnell hinter dem Wilde her? Und Deine Rosse, waren sie nicht groß und kräftig genug? ach, warum bist Du gestorben! — Jetzt aber, da Du nach Rogus in das Land ewiger Freuden ziehst, grüße alle unsere gestorbenen Lieben von uns, sage ihnen, daß wir ihrer gedächten in Liebe und wie es uns hienieden geht!“ — —

Nach diesen Klagen erhoben sich Alle und führten den Leichnam zum Begräbnißplatze. Die Krieger folgten zu Pferde und hieben mit den Schwerdtern in die Luft, um die bösen Geister zu vertreiben, die ihrem Glauben nach die Bahre umschwebten und der Seele des Todten Schaden zuzufügen drohten. Mitten im Lager war ein Grab gegraben, mit bunten Seekieseln zierlich ausgelegt. Am südlichen Ende desselben war der Scheiterhaufen, auf dem man des Helden Leiche legte; sein liebstes Roß, seine Waffen, sein Schmuck, alles was ihm lieb gewesen im Leben, stellte man ihm zur Seite, um mit ihm verbrannt zu werden. Jetzt zündeten die Zuliffonen den Holzstoß an, bald schlugen die Flammen prasselnd zum Himmel und die Priester priesen die Tugenden des Verstorbenen. Ein furchtbares Geschrei störte jetzt die Krieger, die in stiller Wehmuth ihrem Feldherrn die letzten Zeichen der Ehrfurcht darbrachten — ein Weib mit einem todten Kinde durchbrach die Menge und stürzte sich in die fürchterliche Gluth des Scheiterhaufens. Vergebens boten die Priester alle Kräfte auf, sie zu retten, um nicht die Leiche nach ihrer Meinung zu entheiligen, die Flammen gaben ihre Beute nicht mehr zurück. Man erblickte sie, wie sie das Kind auf die schon lodernde Leiche gelegt, sich darüber hingebeugt und mit ihren Händen fest umklam-

met hielt, die Gewalt des Brandes verhüllte schnell die gräßliche Scene. Was das Leben nicht einen konnte, einte der mitleidige Tod und warf die Asche des edlen Helden, der reuevollen Ehebrecherin und des Kindes der Sünde friedlich und versöhnend zusammen.

Jahrhunderte sind entflohen, Generationen auf Generationen haben gewechselt, aber Monte's Edel: muth und Tapferkeit lebt immer noch in dem Volke, das den Preußennamen trägt, das freudig Gut und Blut opfert, wenn's Glauben und Freiheit gilt. Herz: lus Monte's Name lebt nur noch in den Büchern der Geschichte, aber der Nachruhm bleibt ihm, so lange die deutsche Zunge gilt. Friede seiner Asche! —

Die

Bermählung im Tode.

Altsächsische Sage.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY

Die romantische Gegend in welcher Sachsens Hauptstadt liegt, hat derselben im Einklang mit allen Kunstschätzen und Merkwürdigkeiten den Namen des „deutschen Florenz“ verschafft, und das mit hohem Recht. Zwar duften hier keine Orangen, keine Citronenbäume; nicht die glühende Sonne Italiens schießt ihren brennenden Strahl in das herrliche Elbthal, aber eine reine gesunde Luft, eine auferquickende Vegetation, die hohen Gebirge mit ihren schattigen Wäldern, die zahllose Weingärten, terrassenförmig aufsteigend an den beiden Elbufern, der breite überaus belebte Strom und vor allem gemüthliche Menschen machen diese Gegend zum Paradiese. Unzählbare Fremde aus allen Ländern Europa's, vorzüglich Britten besuchen Dresden und seine malerische Umgebung, siedeln sich für die Dauer des Sommers bis

zum Ende der fröhlichen Weinlese an und nehmen alljährlich den zum festen Entschluß gewordenen Wunsch in ihre ferne Heimath mit, im künftigen Sommer wiederzukehren.

Eine Stunde weit von der Stadt, am rechten Elbufer hinauf ziehen sich heutzutage herrliche Weinberge, auf ihren Gipfeln im Sonnenglanz strahlende, mit aller Zier der Baukunst ausgestattete Villen tragend; kaum bemerkbar bildet sich ein langes schmales Thal, von einem kleinen Waldbach durchrauscht, zwischen den Weinbergen, welches den Namen „Mordgrund“ führt. Himmelanstrebende Birken beschatten es, eine heilige Ruhe ist darüber ausgebreitet, nur dann und wann unterbrochen durch das Gerölle der Last- und Reisewagen, die über die mit der großen Chaussee in Verbindung stehende und über das Thal gebaute Brücke dahin fahren. Still und schaurig ist's in dem Thal, das wohl eine halbe Stunde lang ist und eben so schaurig ist die Sage, die die Väter den Kindern von dem einsamen Grunde überlieferten.

Als Friedrich der Kleine Herr von Dresden war, (der Umfang seines Besizthums war die Weite von drei Stunden,) lebte Hans von Ehlomen, ein sächsischer Ritter, reich und angesehen, Herr mehrerer Burgen und Ländereien, auf seinem Schloß an der Elbe. Er war stolz auf seinen Reichthum und sein

berühmtes Geschlecht; doch sein größter Stolz war Elsbeth seine Tochter, ein Mägdlein fromm und rein wie die heilige Jungfrau, mit einem Antlitz wie das eines Seraphs und einem Gliederbau zart wie der der Elfen. Wen sie anschaute mit den klaren blauen Augen, dessen Herz neigte sich zu ihr in Lieb' und Freude, wem sie ein gütiges Wort sagte, der glaubte ein Engel habe ihm zugeflüstert und die Armen, denen sie Wohlthäterin und Freundin war, vergötterten sie wie ein himmlisches Wesen, das der barmherzige Himmel gesandt, ihre Leiden zu mildern. So war sie aufgeblüht, eine keusche Rose; aber nicht unbeachtet wie das stille Veilchen des Thales, welches das Schloß Chlomen von einem Weinberg trennte, der einem jungen Ritter Benno v. der Birken Duba angehörte, welcher aber am Hoflager des böhmischen Ottokar weilte; sondern umflattert von jungen Edel-leuten, die um sie minnten mit treuen redlichen Herzen. Aber der holden Jungfrau Brust blieb ungerührt von all der Liebe, ihr Herz schien kalt zu sein, gleich den Wellen des Elbstroms, die am Fuße ihres Schlosses murmelnd dahinglitten.

Der Sommer hatte bereits die Früchte gereift und neigte sich jetzt zu Ende, als eines Abends Ritter Hans, seiner Gewohnheit nach, mit Elsbeth auf dem Söller saß und hinauschaute auf die hohen Gebirge,

die man jetzt „die sächsische Schweiz“ nennt. Der Ritter war ein weißlockiger Greis, Elisabeth war im Spätherbst seines Lebens ihm von der dritten Gattin geschenkt worden, um so lieber war ihm das Mägdlein und es verging kein Tag wo er ihr nicht eine kleine Freude bereitet hätte. Sie saßen so beisammen, stumm im Anblick des hehren Naturgemäls des versunken. Die Abendsonne küßte die nackten Gipfel des Winterberges noch einmal liebevoll; wie eine scheidende Mutter, verklärte ihr rosiges Licht die grotesken Felsenkolosse und überzog die klaren Fluthen mit goldenem Glanz; dann glitzerte ihr Strahl zitternd, als könne sie noch nicht scheiden von der herrlichen Gegend, auf und nieder, bald da bald dort, hin den Abschiedsfluß werfend, und nach und nach verdunkelte die Dämmerung das Bild der wohlthätigen Spenderin, sie sank langsam im Westen hinab, dann und wann in überschwenglicher Liebe aufflammend, gleich einer Sterbenden, die kurz vor dem letzten Hauche ihre Lieben noch einmal umfaßt und segnet.

„Elisabeth,“ sagte der alte Ritter, das Stillschweigen unterbrechend, indem er seine Tochter zu sich zog, „hast Du die Sonne gesehen, wie sie noch einmal freudig aufblitzte, alles überschauend was sie an ihrer Mutterbrust heute erwärmt; werde auch ich einst auf

meinem Sterbelager mich freudig aufrichten können und Dich und Den segnen, der meinen Reichthum erbt?“ „Vater,“ rief die Jungfrau, ihr holdes Antlitz an seine Brust verbergend, „sprich nicht davon — laß Deinem Kinde Zeit, dringe nicht in mich, warum? Sieh, die jungen Ritter sind edlen Geschlechts, sie flehen so innig um meine Liebe und doch kann, vermag ich nicht, einem unter ihnen die Hand zu reichen. Du wirst mich nicht zwingen Vater, Dein Kind — laß mich bei Dir bleiben, bis —“

„Bis?“ fragte der Ritter, „welche Zeit soll das Wort andeuten, mein Kind?“ Ein Seufzer hob den Busen des schönen Mägdleins, sie antwortete nicht, aber ihr Antlitz verbarg sich inniger an des Vaters Brust um die Gluth zu verbergen, die plötzlich Wang und Busen mit tieferm Incarnat überzog. „Glaubtest Du, Elsbeth, ich hätte nicht gelesen in Deinem Herzen, glaubtest Du, ein Wölkchen bliebe mir verborgen, daß Deinen Himmel trübt?“ fragte der Alte mit sanftem Vorwurf. „Ich sollte schelten auf mein Kind, daß so wenig Vertrauen zu meinem Herzen hat, aber kann ich es denn —? bist Du nicht mein Kleinod, meines Alters einzige Freude?“

„Vater, mein Vater,“ rief Elsbeth, ihre Lippen auf seinen Mund pressend, „zürne mir nicht — ich wollte Dich nicht betrüben — ach, es hat mir so

schwer auf dem Herzen gelegen — tausendmal wollt' ich Dir die geheimen Regungen meiner Brust entdecken, aber immer hielt mich ängstliche Scheu zurück — heute, jetzt will ich es — das Dämmerlicht wird die Schaam verhüllen, mit welcher das ungewohnte Geständniß mein Gesicht erglüht — wirst Du verzeihen mein Vater, daß Dein Kind so lange schwieg?"

"Verzeihen?" entgegnete der Alte mit weicher Stimme, "ich habe Dir schon verziehen; denn ich bin gewiß, meine Tochter wird bei der Wahl ihres Herzens nicht vergessen haben, daß sie einem altherwürdigen Geschlecht entstammt, daß eine edle Geburt keinen Flecken verträgt."

"Sieh, der Zufall," sprach die Jungfrau leise, "hat dem, den ich liebe, mit voller Seele liebe, eine edle Geburt geschenkt, sein Stamm ist berühmt wie der Unsrer — nur der Reichthum, der seine Wiege umgab, ist größtentheils durch die theuren, kostspieligen Fehden seines kampflustigen Vaters dahin."

Des Alten Stirne runzelte sich, die hohen Brauen zogen sich gleich einer finstern Wetterwolke zusammen und er sagte heftig, sich halb aufrichtend: "Elsbeth, errathe ich, wem diese Rede gilt? Ist es nicht — "

"Benno v. der Birken Duba!" lispelte leise die Erschrockene.

"Der Sohn meines Todfeindes!" fuhr der Ritt-

ter auf, „der Sohn jenes Mannes, der vor zwanzig Jahren mich beschimpfte auf dem großen Turnier in Tharandt, wo der meißnische Adel sich zusammen gefunden hatte — und diesem sollt' ich mein Kind, mein Kleinod geben — nimmermehr!“

Er war zornig aufgestanden und durchmaß mit starken Schritten den kurzen Raum des Gollers; in seinem Anblicke spiegelte sich der Grimm, der in seinem Innern kochte, Elsbeth aber war zur Lilie erbleicht, der klare Himmel ihres Glückes, der vor wenig Augenblicken sich ihr so freundlich geöffnet, war plötzlich von finsterner Nacht umhüllt; sie schwieg erstarrt, auch der Alte sprach nicht; das Andenken an die ihm vor 20 Jahren zugefügte Beleidigung erneute sich immer mehr in seinem Gedächtniß und verdrängte gewaltsam die Liebe zu seinem einzigen Kinde aus seinem Herzen. Nach langer Pause hatte Elsbeth sich ermannt, sie umfaßte weinend den rauhen Mann, ihre Thränen nekten seine Wangen, seine Hände, sie rief schmerzlich: „Vater, nicht dem Unschuldigen Deinen Haß, er hat Dich ja nie beleidigt — willst Du das Glück Deiner Elsbeth vernichten — sieh, meine Thränen rollen über Deine Wangen — laß sie zum heiligen Thau werden, welcher Dein Vaterherz verjöhnend erschließt — Du bist ja sonst so gut, so mild gegen Dein Kind — willst Du Dich jetzt zornig wen-

den von mir, wo ich Dir gehorsam mein Innerstes entdeckt? Sieh, Dein Haar ist weiß und silbern — soll das Meinige erbleichen in Kummer und Gram? Vater, Erbarmen, verdamme nicht den Schuldlosen, weil er der Sohn Deines Feindes, zerstöre nicht durch bösen Haß die Seligkeit Deines Kindes!“

Der Tochter inniges Flehen erweichte nicht sein Vaterherz, er starrte sie an mit funkelnden Augen, die das Getriebe des Hasses in seinem Innern wieder spiegelten und sprach hart: „Schweig, Thörichte, daß ich nicht vergessen muß, daß Du mein Kind bist. Kein Wort mehr bei dem Verlust meiner Vaterliebe von jener Verbindung, deren bloße Erwähnung mich toll macht. Darum also versagtest Du mir bis jetzt die Freude einen wackern Schwiegersohn zu umarmen, weil eine thörichte Leidenschaft Deine Sinne umgarnt? O — ich Thor, der ich nachgiebig dem Kinde den Willen ließ — warum ich, konnte ich dies nicht ahnen? Doch es ist gut, daß diese Stunde gekommen — bin ich doch jetzt im Klaren!“ Er schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er herrisch fort: „Wenn ich Dich nicht verstoßen soll, Mägdlein, so handle wie ich Dir jetzt befehle. Reiße das Andenken an den Gehaftten aus Deinem Gedächtniß, Deiner Brust, werde das Weib eines von jenen Freiern, die schon so lange um Dich minnten — erfülle die Pflicht

welche Dir der kindliche Gehorsam auferlegt oder Du hast keinen Vater mehr! Er wandte sich nach diesen Worten von ihr ab und stieg mit raschen Schritten hinab in sein Gemach, allwo er sich verschloß.

Elisabeth war zusammengesunken; schmerzlich bohrten sich des Vaters harte, zornige Worte in ihr Herz, das jetzt zerrissen von Qual, fieberisch aufzuckte und dann wieder wie leblos sekundenlang erstarrte, als sei des Lebens warmer Pulsschlag auf immer daraus entflohen — ihre Sinne schwanden im wirren Chaos, sie erlag dem ersten Schmerz, der ihr reines schuldloses Leben trübte.

Der erste Schmerz der die menschliche Brust zerreißt, ist nächst dem letzten, unter dem das Herz verblutet — die gequälte Seele bandensfrei entflieht, der größte, der heftigste. Wie der eifrige Hauch des Nordes auf Italiens paradiesische Auen zerstörend wirkt, wie er in einer Stunde das Herrlichste vernichtet, was das südliche Klima hervorbringt, so erschütternd wirkt der Eindruck des ersten Seelenschmerzes auf das ganze Sein des Menschen; alle zarten Fasern, die Körper und Seele verbinden werden mit einemmale gewaltsam angegriffen — der Schmerz ist allmächtig — er hallt in jeder Nerve wieder und gräbt sich für immer sein Ruhebett, seine Höhle, aus

welcher der Giftdunst der furchtbaren Erinnerung periodenweise aufsteigt und das Leben anfeindet.

Dhnmächtig hatte die Jungfrau dagelegen, hilflos, preisgegeben den unbestimmten, durcheinanderschwirrenden Gefühlen, die in ihrem Innern gleich Wetterwolken auf und niederzogen. Der frische Hauch des Abendwindes wirkte wohlthätig auf die Arme, sie richtete sich auf, wie alles umher in trüber Dämmerung lag, so war auch ihr junges Leben plötzlich von Nacht umzogen. Sie breitete die Arme nach den hohen Bergen aus, hinter welchen der Geliebte weilte, sie rief leise seinen Namen — der Wind, welcher neckend mit ihrem wallenden Schleier spielte, trug barmherzig den Ruf der Liebe auf seinen Schwingen fort in das unendliche All; der silberne Mond tauchte strahlend hinter den hohen Felsen auf, ein freundlicher Tröster der treuen Liebe — er beleuchtete die dunkle Gegend und goß mit Zauberkraft Linderung in Elsbeths zerrissene Brust. Benno, Benno, mein treuer Freund, werd' ich dich wiedersehen? Gedenkst du deines Mädchens noch? Ahnest du vielleicht, daß ich jetzt weinend deinen Namen rufe, daß ich meine Arme nach dir ausstrecke und nur der Nachtwind an mein Herz schlägt, kalt und schaurig, als käm er aus dem Grabe. Benno, Benno, werd ich dich wiedersehn?!

„Du wirst!“ hauchte es eintönig neben ihr. Er:

schrocken wendete sich Elisabeth um und gewahrte dicht hinter sich eine Frauengestalt, umhüllt von langen weiten Schleiern, hoch aufgerichtet, ohne Bewegung. Ein eisiges Grauen durchfröstelte die Jungfrau in der Nähe der unheimlichen Gestalt und doch lag in den bleichen Zügen, in den erloschenen Augensternen, die starr auf das arme Mädchen gerichtet waren, ein Schmerz, eine Ahnung von Theilnahme, die das Unheimliche des gespenstischen Wesens milderten.

„Wer bist Du?“ stammelte leise Elisabeth, nach einer Weile.

Elisabetha, die Ahnfrau Deines Stammes! halte es von den blassen Lippen wieder. Fürchte Dich nicht, Enkelin — Dein Wunsch wird erfüllt — auch im Grabe ruht sich's süß, wenn der Tod die Liebenden vereint. Bald siehst Du mich wieder!

Ein leichtes Rauschen und die Gestalt war verschwunden.

„Auch im Grabe ruht sich's süß, wenn der Tod die Liebenden vereint!“ lächelte leise Elisabeth und der Gedanke goß einen milden Trost in ihre Brust. „Ja, Benno,“ rief sie freudig, „auch im Grabe möcht' ich bei Dir sein, an Deinem treuen Herzen ruhen, mit Dir schlummern, schlummern, bis einst der Engel des Weltgerichts uns zu neuem Leben ruft.“

Sie stieg vom Söller hinab, träumend über das

was ihr in so kurzer Zeit geschehen. Irmentraut, ihre Erzieherin, harrte ihrer, die Laute in der Hand, um die erfrischende Kühle des Abendwindes wie gewöhnlich mit ihr im Garten zu genießen. Elsbeth war zu sehr in sich selbst versunken, um die treue Dienerin zu gewahren, bis diese denn sie anredete. „Ei, ei, mein holdes Fräulein, was tragt Ihr im Köpfchen, das Euch blind macht für meine Wenigkeit? Ihr seid so ernst, so still, habt Ihr schlechte Botschaft erhalten vom Hoflager Ottokars?“

Wie sich fast stets weibliche Seelen an einander schließen und gegenseitig kleine Geheimnisse austauschen, so war es hier der Fall. Irmentraut war mehr als Dienerin, sie war Elsbeths Freundin. Sie theilte der Jungfrau Freuden, sie gab ihr Rath in allen Dingen, war's also nicht natürlich, daß Elsbeth offen und ehrlich wie im Beichtstuhl der Getreuen alles mittheilte?

„Fasset Muth, mein gutes Kind,“ tröstete Irmentraut, die Zeit vermag viel; sie heilet Schmerzen, sie bricht Rosen. Wenn Euch die weiße Frau erschienen, so ist's ein gutes Zeichen, denn sie wandelt nur dann sichtbar im Schloß umher, wenn die Liebe erregt wird, die sie zu ihrem Geschlecht noch in sich trägt. Ihr Erscheinen hat bis jetzt nicht wesentlich geschadet, obgleich die Sage geht, daß sie so lange

wandeln müsse ohne Rast, bis der letzte Zweig des Stammes, dessen Mutter sie gewesen, in Wahnsinn und Verzweiflung dahin fahre.

„In Wahnsinn und Verzweiflung?!“ fragte halblaut mit geheimen Schauer Elsbeth. „Ei, so ängstet Euch doch nicht, Fräulein; merkt auf, ich will Euch die Sage von der weißen Frau erzählen, wie ich sie gehört, wie sie von Jahrhundert zu Jahrhundert von den Vätern den Kindern überliefert wurde. Setzt Euch auf das Tabouret mein ängstliches Mägdlein, und hört zu.“

Folgsam setzte sich Elsbeth zu Irmentrauts Füßen, und legte, der kindlichen Gewohnheit getreu, ihren Kopf in den Schooß der Freundin, die blauen, reinen Augensterne auf den Mund der Erzählenden gerichtet.

„Seht, vor mehreren hundert Jahren,“ hob Irmentraut an, „lebte, wie die Sage spricht, der Erste Eures Stammes, der, ich weiß nicht warum belehnt wurde mit dem Namen Ehlomen, auf diesem Schloß. Er hatte noch zwei Brüder, die so wie er diesen Namen trugen, doch er war ein stolzer hochfahrender Herr, und habfüchtig noch zugleich, mit seinen Brüdern konnte er sich nicht vertragen und so kam es denn, daß diese sich von ihm trennten und sich einen andern Fleck des Landes zum Besizthum wählten.“

Euer Ahnherr aber, der stolze Gebieter blieb allein hier auf seinem Berge. Wenig Monden nach jener Trennung von seinen Brüdern zog die Liebe in sein Herz; er hatte nämlich Lisbetha, die Tochter eines armen Ritters gesehen, ihre Schönheit erregte seine Sinne und nichts war ihm zu theuer, um das holde Mädchen zu erringen; die Armuth ihres Vaters war für seine Pläne wünschenswerth und nach kurzer Frist hatte dieser, geblendet von dem Glanz des reichen Freiers, sie ihm zugesagt, obgleich er früher einem biedern aber armen Jüngling das Versprechen gegeben, Lisbetha ihm als Hausfrau zuzuführen. Der Wortbrüchige dachte nicht mehr an seinen Eid; der Tochter Thränen erweichten nicht sein Vaterherz und so wurde die arme Lisbetha gezwungen, Euerm Ahnherrn vor dem Altare die Hand zu reichen. Doch sie trug ein Liebespfand unter ihrem Herzen von jenem Jüngling, dem sie der treulose Vater früher schon verlobt. Der Ahnherr dieses Hauses schwelgte in ihren Reizen; aber einige Monden später als er es gewahrte, was Lisbetha nicht verbergen konnte, verwandelte sich seine schnöde Sinnenlust in Mißhandlung, der Gemahl wurde der Armsten zum Quäler, das Schloß ward für sie ein Kerker, von dem sie nur der Tod erlösen konnte. Die schwere Stunde schlug ihr endlich, ein Knäblein, sprechend ähnlich

dem Geliebten ihrer Seele, entwand sich ihrem Schooße, mehrere Monden früher, als es dem Gesetz der Ehrbarkeit, der Zucht nach geschehen durfte. Lisbetha's Sünde war am Tag, und ihr Eheherr ersann teuflische Pein, um seine Rache heimlich an ihr zu fühlen; denn öffentlich wollte der Ehrgeizige, Hochfahrende, seine Schande nicht machen. Das arme, gequälte Weib dachte mehr als je an den Geliebten, der Anblick des holden Knäbleins rief ihr die schöne Zeit ihrer Liebe mit all dem heitern Farbenschmelz der Phantasie in die Seele zurück — sie glaubte den Geliebten fern — sie wußte ja nicht, daß er treuer wie der bewachende Hund die Nächte durch im Gebüsch vor dem Schlosse lag, daß seine Augen keine andere Richtung kannten, als ihr Fenster, daß er sich selig fühlte, wenn ihr Schatten an diesem sichtbar ward. Da in einer Nacht, als ein furchtbar Wetter seine Blitze vom Himmel schleuderte und der Donner durch die Felsen rollte und die Fluthen der Elbe aufwühlte, daß sie den weißen Gischt brausend an die steilen Ufer hinaufjagten, da erschien plötzlich in dem finstern Dunkel auf der Mauer des Schlosses eine weiße Gestalt, die ihre Arme verzweiflungsvoll ausbreitete und Namen rief, die nur der verstehen konnte, der im wilden Unwetter, verhüllt im Mantel, im dichten Gebüsch lag. Lisbetha! rief es von unten

herauf, ein Schrei schallte von oben hinab — die Liebenden hatten sich gefunden. Lisbetha wußte den Wächter des Pförtleins zu bestechen; sie besaß nun den Schlüssel und jede Nacht flog sie von nun an in die Arme des Geliebten, nach des Tages Qual an seinem treuen Herzen Trost und Ruhe zu finden.

Aber wie immer der Böse umherschleicht, lauernd wo er verderben kann, so auch damals. Kurt, des Herrn Günstling erspähte die nächtlichen Ausflüge der Burgfrau, verrieth solche dem Gebieter und beide freuten sich nun in ihren teuflischen Seelen der kommenden Nacht. Eben so ungestüm wie damals wo sich die Liebenden fanden, war auch diesmal die Nachfolgerin des Tages; der Wind heulte und des Wächters Horn, der von der Warte die Stunde der Mitternacht rief, tönte wie das Geschrei, wie der gebrochene Seufzer eines Sterbenden in der bewegten Atmosphäre über die rauschenden Wellen der Elbe hinüber. Wenig Minuten nach diesem rufte eine Stimme von unten herauf: Lisbetha, wo weilst Du? statt der Antwort aber wehte ein weißer Schleier unter dem Pförtlein hervor und wie ein gejagtes Reh eilte die Burgfrau in die Arme des Rufenden, der sie feurig an sein Herz preßte; da kosten sie denn und versanken so tief in sich selbst, daß sie taub waren für alles Andere, bis sie schrecklich geweckt wurden aus dem sü-

ßen Taumel. Ha, ehebrecherisches Weib, schändliche Buhlerin, donnerte des Burgherrn Stimme, dies sei deine letzte Stunde! Und mit diesem Rufe fuhr sein Schwerdt in der Gattin Brust, daß ihr Blut wie ein Strahl in sein Gesicht aufsprudelte, und sie keines Lautes mächtig niedersank. Den Buhlen aber ließ der Wüthende in das Verließ bringen und nahm an ihm eine teuflische Rache; denn wie die Sage verlautet, ließ er ihm Glied für Glied ablösen, daß er in Verzweiflung und Wahnsinn seinen Geist unter der gräßlichen Marter aufgab.

„Heiliger Gott, welche Grausamkeit!“ rief Elisabeth entsetzt; die Duenna aber beendete die Sage indem sie weiter erzählte: Nachdem dies alles vollbracht war, sah man in den folgenden Nächten Elisabetha als Geist im langen weißen Schleier gehüllt, oft auf der Mauer einherwandeln und die Arme ausbreiten, dann aber leise wimmern und klagen, und so wandelt sie denn noch jetzt einher, bis der letzte Sprößling jenes Kindes, dem ein Augenblick der Sünde das Leben gab, das Euer Ahnherr um den Himmel zu versöhnen, weil er sein sündiges Weib ohne Beicht und Reue durch seine That um die Ruhe des Grabes, um die Seeligkeit gebracht, unter dem Namen seines Sohnes erziehen ließ, in Wahnsinn und Verzweiflung sein Leben endet, wie der Unglückliche, welcher der

Rache des beleidigten Ehegatten versiel. Irmentraut schwieg, ängstlich umklammerte die Jungfrau der Matrone Knie, bis diese nach einer Pause endlich sagte: „Laßt uns ein Stoßgebetlein sprechen, Fräulein, für das Heil der Ruhelosen und dann das Lager suchen. Sie beteten und entschlummerten; aber Elisabeths Träume waren verworren. Elisabeths Gestalt, der gräßliche Mord, Benno's liebliches Antlitz, drehten sich im bunten Kreise vor ihrer aufgeregten im Schlummer schaffenden Seele und als sie früh erwachte, fühlte sie sich in Angstschweiß gebadet.

Borurtheile, langgenährter Haß gleichen im Laufe der Zeit verharrschten Wunden, sie entzündeten sich leicht, sie bluten bei der leisesten Berührung auf's Neue. Der Schmerz der sie durchwühlt, ist nicht ganz so heftig, wie jener bei ihrem Entstehen; aber er ist anhaltender, er gleicht einem glühenden Funken, der unauslöschlich fortglimmt, ohne sein Dasein zu beurfunden — er ist das heimlichste Gift für Körper und Seele. Dies empfand Hans von Chloren im vollen Maße. Bennos Name rief einen Strudel häßlicher Gefühle ins Leben, die Erinnerung an jenen Tag, wo sein Stolz von Benno's Vater öffentlich gedemüthigt wurde, war für den alten Mann

eine immerfressende Schlange, sein rauhes Gemüth war nie an Vergeben und Vergessen gewöhnt. So war also jene Abendsonne die Zeugin der ersten Mißheftigkeit zwischen Vater und Tochter gewesen. Der Ritter hielt sich einige Wochen lang nach diesem Vorfalle entfernt von seinem Schloß und seiner Tochter, welche einsam, traurig umherwandelte, den stillen Schmerz, den sie in sich trug, in die zitternden Saiten der Harfe hauchend, deren milde Accorde auf ihren Schwingen ihn hinaus trugen in das unermessliche All. Endlich kehrte der Alte zurück, etwas freundlicher als er gegangen, er schloß sein trauriges Kind in die Arme; aber aus beider Herzen schien doch das gegenseitige Vertrauen wie aus dem Schloß die Freude gewichen zu sein. Keine weitere Annäherung fand zwischen dem Ritter und seiner Tochter statt. So kam der Herbst heran, die Blätter deckten wie ein goldner Grabschmuck die kühle Erde, die Nebel stiegen in Massen, zu den Wolken aufziehend aus den Gebirgen empor und die Frische der Atmosphäre mahnte an den nahenden Winter, rief aber die beute- lustigen Jäger hinaus in die Forsten. Es war an einem solchen schönen Herbstmorgen, als Schloß Chlo- men von einem gar munteren Treiben wiederhallte. Hörnerton und Rüdengebell vermischte sich mit dem lustigen Halloß der Waidmänner, die den Schloß-

herrn zur fröhlichen Jagd ermunterten, die Rossen stampften ungeduldig, die weiten Rüstern in die kühle Morgenluft streckend, den Boden, bis endlich der Ritter, sonst ein gewaltiger Jäger, erschien, sich mit jugendlicher Lebendigkeit auf den Gaul schwingend, und so das Zeichen zum Aufbruch gab. Hinaus ging der Zug mit Jubel und Hörnerschall, bis der nahe Forst ihn aufnahm in sein stilles Reich und dem lärmenden Treiben ein Ende machte.

Im Schlosse wurde es wieder still und öde, denn Elsbeth hatte zu ihrem Lieblingsplatze den seitwärts des Schlosses gelegenen Garten erwählt, und war für Niemand sichtbar, als für Irmentraut. Wie schon erwähnt, bildet sich zwischen zwei Bergen ein langes, schmales Thal, eigentlich mehr Schlucht. Der eine Berg trug Schloß Chlomen und von seinem hart am Rande des Grundes gelegenen Garten konnte man bequem hinübersehen auf die elende Winzerhütte, die die Kuppe des andern Berges zierte. Aber diese Aussicht, obgleich nicht die Pracht eines herrlichen Palastes da zu finden, nur das grüne Laub zahlloser Weinstöcke, hatte für Elsbeth demohngeachtet einen geheimen Reiz, der das Eintönige ihres stillen Lebens freundlich milderte. Dieser Weinberg gehörte ihrem Benno. Sie saß oft stundenlang, hinüberblickend auf der weichen Rasenbank, ihre Phantasie immer auf:

geregelt, schuf das Bild des Geliebten, wie es ihr von drüben herüberwinkte, wie es die Arme nach ihr ausbreitete, dann schloß die holde Schwärmerin die Augen und die geschäftige Seele trieb das einmal bezogene Spiel in den lieblichsten Bildern fort. Sie dünkte sich in seinen Armen, an seinem Herzen, sie hörte, wie er ihr die schönsten Namen gab, wie er sich herabbeugte, sein Mund den ihren berührte, wie die Gluth seiner Liebe auf ihren Lippen flammte im seligsten Entzücken. Wenn sie dann aus dieser Traumschöpfung erwachte, fühlte sie deutlich, wie wohl, wie unbeschreiblich wohl es ihr in der Brust war, ihr Auge flog dann hinüber nach den hohen Gebirgen, die das Böhmerland einschlossen und leise Worte des Grußes an ihn, den sie immer dachte, trug der Luftzug auf seinen Wellen dahin. Auch heute saß sie in der Mittagssonne auf der Rasenbank im Garten, sich ihrer Einbildungskraft hingebend; alles um sie her strahlte im freundlichen Glanze des schönen Tages; die todtten Blätter, die der Abendwind mit scharfem Schneiden herabgerissen, tanzten lebendig im Säuseln des lauen Süd, die ganze Natur schien sich vor ihrem langen Winterschlaf noch einmal mit aller Lust und Wonne in zauberischer Kraft zu erheben und Elsbeth saß, einem Marmorbilde gleich, das schönste Meisterstück unter all dem Gigantischen und Sinne fesseln-

den, mit geschlossenen Augen, abgezogen von der herrlichen Außenwelt. Frau Irmentrauts hastiger Schritt weckte die stille Schwärmerin. „Fräulein, Fräulein, mein Gott, Ihr sitzt da kalt und ruhig, und so eben bringen sie Euern greisen Vater auf einer Bahre in das Schloß!“

„Meinen Vater!“ rief Elsbeth aus all ihren Träumen gerissen.

„Ja, Euern Vater, Fräulein“, fuhr die Matrone fort, „mein Vär soll ihn tödtlich verwundet haben und nur das zufällige Herbeikommen eines fremden Ritters hat ihn gerettet.“

„Großer Gott, mein alter Vater!“ schrie im heftigsten Ausbruch der Kindesliebe die Jungfrau und leichtfüßig wie die Gazelle eilte sie aus dem Garten der Halle zu, wo bereits die Jäger sich wieder versammelt hatten, aber nicht in Freude, sondern mit den Mienen des Schreckens. Elsbeth bahnte sich in Todesangst einen Weg durch sie. Sie sank nieder neben der Bahre, den bleichen Greis umschlingend, ihr Jammerruf hallte wieder in dem weiten Gewölbe, und weckte den Verwundeten, der aus Mattigkeit die Augen geschlossen.

Der Schmerz des Kindes, dem er doch die Hoffnung des Lebens zerstört hatte durch seinen stolzen Haß, ergriff sein Herz gewaltig, er fühlte in diesem

Augenblick den Reichthum eines Vaters, der von seinem Kinde geliebt wird und zugleich das Richtige seines Uebermuthes, seiner Unversöhnlichkeit. „Mein Kind, meine Elsbeth!“ sprach er leise, „beruhige Dich — der Unfall hat keine Gefahr — dort steht mein Retter, jener Ritter mit geschlossenem Helm; rufe ihn her, daß ich ihm für seine Hülfe danke, er hat mir das Leben gerettet.“

Gehorsam dem Befehl des Vaters erhob sich das Fräulein, zu dem Ritter tretend und ihn zu der Bahre führend.

Der Verwundete richtete sich mühsam auf, die Hand seinem Retter reichend. „Deffnet Euer Visir, Herr, daß ich sehe, in wessen Schuld ich stehe, wem ich das Leben verdanke. Ihr habt Anspruch auf den Dank zweier Menschen durch Eure That; nicht von mir allein erwartet ihn, auch diese meine Tochter wird ihn gern Euch zollen, denn Ihr habt ihr den Vater erhalten.“

In dem Wesen des Ritters, zu dem der Schlossherr also redete, gab sich eine heftige Bewegung kund; er zögerte mit Erfüllung der Bitte. „Und wenn ich das Visir öffne, Graf, würdet Ihr nicht gern den Wunsch zurücknehmen, mich zu kennen?“ fragte er nach einer Pause.

Bei dem Klang seiner Stimme fuhr Elsbeth

freundlich angesprochen in die Höhe. Bisher hatte die Angst um den Vater ihr nicht gegönnt, einen Blick näherer Prüfung auf den Ritter zu werfen; doch jetzt, jetzt schaute sie ihn an — diese Gestalt, kräftig und edel — diese Stimme — er mußte es sein. Der Greis, seiner Tochter Aufregung nicht bemerkend, sprach zu dem Ritter: „Deffnet das Bißir, Herr, in Gottesnamen, und wäret Ihr mein ärgster Feind, ich schwöre es Euch, Ihr sollt keinen Undankbaren in mir finden. Dieses Schloß heißt Euch willkommen im Namen seines Herrn.“

„Nun denn, auf Euer Wort!“ sagte der Ritter, das Bißir aufschlagend. „Benno, mein theurer Benno!“ rief Elsbeth an seine Brust fliegend. „Tretet zurück von mir, holde Elsbeth, ich zweifle, daß Euer Vater diese Freude des Wiedersehens billigt!“ sprach schmerzlich der Erkannte, das geliebte Mädchen mit sanfter Gewalt zurückhaltend.

Allerdings war des Greises Antlitz zum Spiegel geworden, in dem die heftigen Bewegungen seines Innern sich deutlich ausdrückten. Die buschigen weißen Brauen zogen sich wie Gewitterwolken zusammen, seine bleichen Züge belebten sich und seine Lippen bebten, als wolle er sprechen, doch er unterdrückte mit Gewalt das, was in ihm aufwallte. Nachdem er einige Augenblicke sich dem ersten Eindruck des Uner-

warteten hingegeben, ließ er den Blick über des Jünglings blühend kräftige Gestalt hingleiten, schaute in seine klaren offenen Augen und auf Elsbeth, deren Wangen sich hochroth gefärbt hatten und es war, als zöge der finstere Geist des Hasses aus seiner Brust bei diesem Anblick; milder und freundlicher wurde sein Antlitz, nach einer Pause reichte er dem Ritter die Hand, sprechend: „Seid willkommen, Duba, Eure That hat meinen Haß besiegt!“

Da schlug der Jüngling freudig ein und Elsbeth bedeckte in Freud und Wonne mit tausend Küssen des Vaters Hand, den Tag preisend, der sein Herz gewendet. Die Halle war Zeuge der schönsten Empfindungen und die Waidmänner vergaßen den Schreck über des Greises Unfall in herzlicher Theilnahme und umringten mit freundlichem Gruß den Ritter Duba; dann trug man den Verwundeten in sein Gemach, Benno und Elsbeth, den Himmel im Herzen, der sich wie durch ein Wunder ihnen erschlossen, in stummer, sprachloser Freude folgend.

Wenn der Abend kam und die Sonne sich zum Abschied neigte, stand auch Elsbeth wieder im Garten, aber ihr Auge blickte nicht in Träumen versunken hinüber nach dem stillen Weinberg, sondern in die offenen, biedern Züge ihres geliebten Benno. — Das größte Hinderniß, des Vaters Haß,

war beseitigt — die Hoffnung, ganz dem Theuren anzugehören, beseligte sie. Benno theilte ganz ihre Gefühle, nur die Hoffnung, die Geliebte sein zu nennen, umzog mancher bange Zweifel in seiner Brust. Wenn er sie so umschlungen hielt und sie den Druck seiner Hand erwiderte und ihr Gesicht so vertrauensvoll an sein Herz schmiegte, als fände sie allein im Besitze dieses ihren Himmel, sagte er plötzlich ernst gestimmt: „Elöbeth, wird Dein Vater jemals seinen Segen zu dem Bunde unsrer Liebe geben? Deine Hand mir, dem unbemittelten Ritter, der nichts aufzuweisen hat, als eine halbzerfallene Burg und jenen Weinberg drüben? der sich zwar Ehre erworben und Ruhm am Hofe und im Lager Ottokars, aber keinen Reichthum? —“

„Er wird, mein theurer Benno, gewiß er wird!“ rief die Jungfrau zuversichtlich. „Hast Du nicht bemerkt, wie stufenweis seine Zuneigung zu Dir steigt, wie sein Haß gegen Dich aus seinem Herzen gewichen, wie er lächelnd zuweilen auf uns schaut, wenn wir, die Blicke unverwandt auf einander gerichtet, in stummer Liebe an seinem Lager sitzen? D ich kenne ihn, er ist gut, er wird meiner Bitte nicht widerstehn.“

„Elöbeth!“ rief Benno gestärkt durch ihre Zuversicht, „Deine Worte öffnen mir wieder den Himmel, den meine Zweifel schon getrübt hatten. In Deinen

Armen, an Deiner Seite durchs Leben zu gehen, was braucht es da des Reichthums — wenn ich Dich besitzen darf, bin ich glücklich.“

Ein heißer Kuß der Liebe brannte auf beider Lippen und die Jungfrau flüsterte leise: „Hoffe, Benno, hoffe — und sollte der Tod uns erst vermählen, ich werde Dein Weib!“

„Welch' finsterer Gedanke, Elisabeth?“ fragte der Ritter unangenehm berührt, „der Tod ist kein freundlicher Gast für Liebende.“

Die Jungfrau war plötzlich ernst geworden, das Andenken an Elisabetha, an jene Worte der gespenstischen Erscheinung erneuten sich in ihr; wie vor sich hin, sagte sie halblaut: „Auch im Grabe ruht sich's süß, wenn der Tod die Liebenden vereint! — Ja, Benno, rief sie laut aus, mit aller Kraft und Liebe ihn umschlingend — ja, wenn das Leben uns nicht vereinen sollte, wenn es freudenleer bliebe für uns, dann kann der Tod unsern Bund schließen — ach, es muß sich lieb ruhen im Sarge an Deiner Seite — kein Zweifel, keine trügerische Hoffnung kann in das kleine Haus dringen — die Liebe ist geschützt von der treuen Erde — da ist Liebe und Freude geborgen auf ewig! — Benno, ich möchte mit Dir sterben, mit Dir Hand in Hand durch die Regionen fliegen, aller irdischen Wünsche entbunden!“

Benno schaute, als sie geendet hatte, ihr in die Augen; sie waren feucht, aber ein milder Glanz entstrahlte ihnen. „Elisbeth,“ sagte er, sich zu ihrem glühenden Antlitz niederbeugend; „welche Schwärmerei? Wie ist Dir? sprich, ich bitte Dich!“

„Wohl, unbeschreiblich wohl, mein Benno,“ erwiderte sie leise und innig. „Laß Dir nicht grauen vor meiner Schwärmerei, sie erhebt mich, wenn mir das Herz überfließt in das Reich der Träume — und die sind so lieb und schön, daß ich mich ihrem Zauber freudig hingebe. — Zürne mir nicht darum. Benno, habe Rücksicht mit Deiner Elisabeth; denke, ich sei ein eigenwilliges Kind mit wunderlichen Launen, das Dich aber mit voller treuer Seele liebt.“

„Du himmelreines Wesen, wie vermöcht ich es, Dir zu zürnen?“ rief Benno feurig. „Ja ich fühle, daß Du Recht hast, daß es selbst im Tode süß sein muß, einander in fester treuer Liebe anzuhängen, ungetrennt Seele mit Seele diese Erde zu verlassen, hinaufzuschweben zu den hellen Sternen und in ewiger unauslösllicher Verschlingung nur ein Wesen, eine Liebe zu sein!“

Die sinkende Sonne, dieser ewig leuchtende Ball, brannte jetzt auf ihren Gesichtern glühendroth, als wolle sie ihren reinen Gefühlen den Stempel der Göttlichkeit ausdrücken. Arm in Arm gingen sie langsam

zurück zu dem Greis, dessen Wunde rasch der Genesung zuschritt.

Es schien, als wäre Elsbeth's Seelenneigung, zwar in einem mindern Grade, auf ihren Vater übergegangen. Er zeigte sich mit jedem Tage dem Ritter seines Lebens gewogener; er fühlte es, wie sehr er ihm Unrecht durch seinen Haß gethan. Wie ein Sohn pflegte Benno Elsbeth's Vater, und als dieser genesen war und zum erstenmal wieder das Gemach verließ, sich zu ergehen in der freien Luft, gestützt auf seine Tochter und den Ritter, da sprach der Letztere frei und offen zu ihm, mit Flammenzügen seine treue Liebe zu Elsbeth schildernd und um ihre Hand werbend.

Der Augenblick, in welchem ein Genesender nach einer kurzen oder längern Festhaltung auf dem Krankenlager, hinaustritt in das schöne Reich der Natur, ist gewöhnlich, welchem Charakter der Neuauflebende auch unterthan ist, ob gut oder böß, einer der bessern im Leben. Leidenschaften und Triebe schlummern da gleichsam im Reime, der Mensch fühlt sich unwillkürlich erhoben, zum Guten gestimmt. Als der Ritter seine höchsten Wünsche dem Greis ans Herz gelegt, warf sich Elsbeth in ihres Vaters Arme, ihr heißes Flehen um seinen Segen mit Benno's Bitten vereinigend. Die Minute war glücklich gewählt, Hans von Thlomen gab sein Jawort. „Ihr sollt mein Sohn

werden, Ritter Duba,“ sprach er, „nehmt mein Wort darauf. Ich gebe Euch mein Kleinod, meine Elsbeth, von heut an seid ihr Verlobte. Eure Vermählung verherrliche den Tag des kommenden Jahres, der mich als 70jährigen Greis begrüßt — nehmt meinen Segen!“

So vereinigte ein Unfall die Liebenden, denen jetzt die Zukunft wie eine Aue voll der herrlichsten Blumen entgegenlachte. Bald war das Gerücht in der ganzen Gegend verbreitet, daß der stolze und reichste Ritter des Gaues dem Sohn seines Todtfeins, des sein Kind verlobt.

Einige Monden später, als der Greis sich ganz kräftig fühlte, gab der Adel, wie gewöhnlich zur Winterzeit in Dresden einen Adeltanz. Jeder Edle nahm Theil an diesem gesellschaftlichen Vergnügen, welches heutzutage mit dem Namen „Ball“ belegt ist, weil sich jedermann der deutschen Benennung „Adel oder Bürgertanz“ schämen würde, indem der kleinste französische Beigeschmack nach jetzigem Begriff etwas pittoresques gibt und ein fein sollendes Zeichen von feiner Civilisation ist.

Gymbeln und Trompeten schmetterten im wirbelnden Tusch durch den weiten Saal, der von zahl-

lofen Kerzen erleuchtet war. Im reichsten Staat saßen die Ritterdamen auf weichen Polsterbänken längs den Wänden des großen Raumes, Elsbeth, ein Diamant unter ihnen. Mehr als die Pracht ihres Gewandes glänzte ihre liebliche Gestalt unter all den Schönheiten hervor. Das Zeichen zum Tanz wurde gegeben. An Benno's Seite trat sie in die geschmückten Reihen; die lustige Weise begann, die Tänzer flogen dahin.

Die ältern Ritter saßen abseits, um volle Krüge. Ein fremder böhmischer Graf erregte die Aufmerksamkeit Aller. Der höchste Luxus damaliger Zeit that sich kund in seiner reichen Kleidung. Ein rother, zierlicher Wappenrock mit Hängärmeln, darunter ein weiß seidenes Kollet, gepufft und zierlich gezack't, alles dies flimmernd von goldgewirkten Blumen, der reiche Gürtel mit ausgelegtem Steinschloß, die schwere böhmische Gnadenkette doppelt über die Brust hängend und vor allem sein feiner, höflicher Anstand, bezeichnen ihn als einen vielvermögenden Mann und ließen über den Contrast hinwegsehen, den sein Gesicht zu diesem so glänzend vorleuchtenden Wesen machte. Es lag ein wilder hämischer Ausdruck darin, den ein fuchbrother Bart, zwar äußerst sauber gepflegt, und dergleichen Haupthaar noch mehr vorhob; auch leuch-

tete aus seinen Augen eine dunkle Gluth, die sein unschönes Gesicht etwas abschreckend machte.

Bald saß er an Ehlomens Seite und seine gewandte Rede hatte bald Eingang gefunden bei dem alten Ritter. Der Tanz war beendigt, Elisabeth trat zu ihrem Vater. Des Fremden Blicke flammten auf der herrlichen Jungfrau, die süßsam, verwirrt durch dieß kecke Anstarren die Augen niederschlug. Benno führte sie zu ihrem Sitze, der Böhme aber schaute ihr lüstern nach, dann wandte er sich zu Ehlomen, fragend: „Ist's erlaubt, mein edler Graf, mit Eurer Tochter einen Tanz zu eröffnen?“ worauf der alte Ritter gar freundlich antwortete: „Eure Anfrage ehrt mich und mein Kind; Graf Lodemar, nehmt meine Erlaubniß.“ Demnach erhob sich der böhmische Herr und ging stolzen Schrittes zur Jungfrau, die zum nächsten Tanz bereits neben Benno stand. Er ergriff ihre Hand, küßte sie zierlich und erklärte ihr, ohne sich an ihren Tänzer zu kehren, wie ihr Vater ihm einen Tanz mit ihr verwilligt. Elisabeth ward hochroth vor Verlegenheit, sie fühlte sich gedrückt, beengt von diesem stolzen und doch so schmeichlerischen Wesen des Fremden; Benno aber, der die Beleidigung, die für seine Person in dem Benehmen des Höflings lag, nicht über sah, trat zwischen ihn und die Jungfrau, indem er ein wenig gereizt, sagte: „Erlaubt

Herr, die Dame ist für diesen Tanz mein — werbt um den nächsten, wenn ich Euch rathen soll — der soll Euch nicht abgeschlagen werden.“ Der Fremde warf den Kopf übermüthig in die Höhe, schaute den Sprecher starr, mit hämischen Lächeln an und ging, ohne ein Wort weiter zu verlieren, zum Tisch zurück; Benno aber überlief die Hitze des Zorns über die verächtliche Weise, und er sagte zu seiner Verlobten: „Bei Gott und allen Heiligen, ich will diesem Wicht Sitte lehren!“ Die Jungfrau aber flüsterte leise ihm zu mit allen Zeichen der Angst: „Benno, mir zu Liebe bezwinge Dich, thue es um meinetwillen, ich bitte Dich, gedenke meines Vaters!“

Der Ritter ward durch die sanfte bittende Stimme, wenn auch nicht von seinem Grimm über den Stolz des Fremden zurückgebracht, doch von seinem Entschlusse, ihn, seines Benehmens wegen, zur Rede zu stellen. „Um Deinetwillen, weil ich Dich liebe, will ich die Unart dieses häßlichen Mannes hingehen lassen, obgleich sie eine Züchtigung verdient hätte,“ sagte er.

„Könnt ich Dir, mein theurer Benno, den Eindruck schildern, den er auf mich gemacht,“ sprach Elisabeth leise — „es war mir, als träte der Böse auf mich zu — ein heißer Fieberschauer überlief mich in demselben Augenblick.“ Die Musik begann aufs neue,

und störte diese leise gepflogene Unterhaltung; die Tänzer begangen den Reigen.

„Wahrhaftig, Herr Graf,“ sagte der Böhme, „Euer Eidam ist ein troziger Gesell, er scheint wenig aus Eurer mir gegebenen Erlaubniß zu machen, ich kann vom Glück sagen, daß er mich nicht obendrein beleidigte.“ Ehlomen runzelte finster die Stirn und kniff die Lippen zusammen; der Böhme, als er dies bemerkte, ermangelte nicht, die Saat der Zwietracht weiter auszustreuen, indem er, obgleich von allem bereits unterrichtet, höhnisch fragte: „Macht's vielleicht der Reichthum, den er Eurer Tochter zubringt, daß er so hochfahrend thut?“

„Ihr irrt, Herr Graf,“ sagte einer der Ritter, „er ist der ärmste Junker des Gaues und wird erst durch die Mitgift der Jungfrau Elsbeth reich.“ — „Nun, bei der Mutter Gottes,“ rief der Böhme, „das ist nicht übel. Seht Euch vor, Herr v. Ehlomen, daß Euch der Eidam nicht über den Kopf wächst, 's hat den besten Anschein dazu. Doch vergeiht, daß ich über Dinge, die Euch vielleicht nicht lieb sind, schwache. Laßt uns nicht mehr daran denken.“ Die Wirkung des Hohns war in dem Gesichte Ehlomens nicht zu verkennen. Er schämte sich der Armuth seines Eidams und ein Funken Reue über seine Wahl loderte in seinem stolzen Herzen auf. Ehe der dritte Tanz

begann, führte er selbst den Böhmen seiner Tochter zu. Benno knirschte vor Wuth, doch Elisabeths Ruhe und Friede war ihm zu theuer, als daß er seine innere Bewegung verrathen hätte.

Als der Fremde darauf wieder an Chlomens Seite saß und viel über die Schönheit seiner holden Tänzerin sprach, sagte er, wie unzufrieden mit seinem Schicksal: „Warum war ich nicht so glücklich, früher als Euer Eidam Eure holde Tochter zu sehen, ich hätte mit ganzer Seele um sie geworben, meinen Reichthum gern zu ihren Füßen gelegt, und diesen brodlosen Ritter muß das Glück begünstigen! Wahrlich, das Geschick ist ungerecht!“ —

Solche Reden wirkten auf den alten Chlomen wie schleichendes Gift, sie erregten seinen beleidigten Stolz, seinen Ehrgeiz und der schlummernde Wurm des Hasses erhob sein Haupt aus der Asche in seiner Brust. Der Böhme war ein zu großer Menschenkenner, als daß er nicht bemerkt hätte, auf welchen Boden er hier säete. Die herrliche Jungfrau hatte sein bösartiges Herz entzündet, er schwor sich's zu, alles an ihrem Besitz zu wagen, er umspann folgerecht seinem Entschlusse den alten Chlomen, indem er kein Lob sparte hinsichtlich seines Rufes als erster und reichster Ritter des Gaues und der Schönheit seiner Tochter. „Wichtige Geschäfte führen mich aus Böhmen her,“ sagte er,

„Geschäfte, die nicht für jedes Ohr taugen, deren glücklicher Ausgang den, der sie fördert, Ehren und den höchsten Rang bringen. Ich habe in der kurzen Zeit dieser Stunde Vertrauen zu Euch gefaßt, mein edler Graf; Ihr seid der reichste und vornehmste Herr des Gaues, Euer Beispiel ist allmächtig wirkend, auf Euch setze ich meine Hoffnung.“

„Und was wäre das,“ fragte Ehlomen, „was Reichthum, Rang und Ehren dem Beförderer Eurer Absichten bieten könnte?“

„Die Wände haben Ohren — erlaubt, daß ich morgen Euer Schloß betreten darf.“

„Ihr seid willkommen, Herr!“ erwiderte der Gefragte.

Die Mitternachtsstunde endete mit ihrem letzten Glockenschlag den Adeltanz, jeder entfernte sich. Still und wortkarg saß Ehlomen in dem schwerfälligen Wagen mit Benno und Elsbeth, und ohne den gewöhnlichen freundlichen Scheidegruß schritt er in sein Gemach. Der Mann, dem das Grab entgegengähnte, trug jetzt ein wildes Chaos von Wünschen, von Zweifeln, von Vorwürfen in sich. Des Fremden Anspielung auf hohen Rang, Ehren u. dergl. hatten sein unterm Schnee des Alters vergrabenes Herz mit einem Zauberschlag erwärmt, eine fressende Gluth hin-

eingegossen, die er doch so gern nährte, zugleich kämpfte er schwach an gegen die Reue, rücksichtlich der Wahl Benno's zum Eidam.

„Bin ich nicht ein Thor, daß ich für einen Ritterdienst, den die Pflicht nur gebietet, mein Kind an einen armen, unbegüterten Abentheurer werfe?“ rief er nach langem Kampfe mit sich selbst, „bin ich nicht wahnwitzig, daß ich am Rand der Grube mir die Freude versage, mein Kind in Glanz und Pracht an der Seite eines eben so reichen Mannes, als ich bin, zu sehen? Einem Ritter, dessen Reichthum die schmiegsame Klinge seines Schwerdtes ist, der ganz gewiß mit Sehnsucht auf mein letztes Stündlein wartet, gebe ich Thor, die Freude, den Stolz meines ganzen Lebens!“ Er schritt mit großen Schritten im Gemache auf und nieder, dann blieb er stehen, legte die Rechte sinnend an die Stirne und sagte weiter zu sich selbst mit bitterem Tadel: „Mein Kopf muß schwach gewesen sein, als ich meine Einwilligung gab, als ich vergaß, was ich doch nie vergessen sollte. Bei Gott, es ist lustig; den Vater hasse ich als meinen Todtfeind noch im Grabe und dem Sohn gebe ich in einer Umwandlung von weibischer Schwachheit meine Tochter und überschütte den Dürstigen mit meinem Reichthum, übertrage auf ihn den Glanz meines Hauses, wo ich zehn andere Reiche hätte finden kön-

nen! — Es war Dankbarkeit, Großmuth, Thorheit, die mich dazu verleitete.“

Noch lange schritt der stolze Greis auf und nieder, seines Herzens Uebermuthe huldigend, ehe er das Lager suchte; aber auch sein Schlummer trug das Gepräge des aufgeregten Seelenzustandes und gaukelte ihm in Nebelbildern die Getriebe seiner häßlichen Leidenschaften vor, bis der neue Morgen ihn weckte. Während ihn selbst der Schlummer nicht erquickte und nur eine Fortsetzung der Ideen war, mit denen er sich beschäftigt hatte, bis Morpheus unvermerkt die Scheidelinie zwischen Schlaf und Wachen zog — Elisabeth aber, wie Benno, ruhig in den Armen des freundlichen Todesbruders lagen, — geißelte den Böhmern eine andere Leidenschaft; es war die Liebe, wenn man die wilden Flammen, die dem Lustling in der Brust aufloderten, also benennen darf. Elisabeths Schönheit hatte solch gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er seinem Vertrauten mit all dem Feuer der Beredsamkeit, die ihm eigen, eine Schilderung seiner unlautern frevlen Wünsche entwarf. „Gieb Rath, Dagobert, Du bist ein witziger Kopf,“ rief er am Schlusse derselben; „ich muß dies Mädchen besitzen und sollte es Seeligkeit und Himmel kosten!“ Dagoberts Miene verzog sich in ein sarkastisches Lächeln und er sprach höhrend: „Seeligkeit! Ihr seid im gewaltigen Irr-

thum; die wird's nicht kosten, denn ich meine, wir Beide haben so eigentlich keinen Anspruch mehr daran — wenn das Märlein von Vergeltung und Himmelsgerechtigkeit wahr sein sollte, so können wir Beide schon längst nicht mehr darauf rechnen; was Eure Liebe aber anbelangt, so gilt's ja höchstens einen tüchtigen Stoß und das Hinderniß ist aus dem Wege geräumt für ewig. Wer wird da lange zaudern? Doch ich meine, Ihr könntet ein besser Meisterstück machen, wenn Ihr den Alten für Euch dermaßen einnehmt, daß er dem Eidam das Haus verschließt und Euch dazu erwählt. Laßt einmal alle Eure Geisteskräfte auftreten, versucht Euer Glück. Ist der Gegenstand Eurer Leidenschaft so schön, als Ihr sagt, so ist der Preis der Mühe werth. Im Nothfall verlaßt Euch auf mich.“ Der Graf fand allerdings etwas Anziehendes in Dagoberts Rathe; nach einer Weile des Nachdenkens sprach er entschlossen: „Ich will Dir folgen, gewiß ich will es. Alles will ich aufbieten, meinen Gegner in den Augen des alten Mannes durch Wort und That herabzuwürdigen, ja er selbst soll mit beitragen zu meinem Vornehmen, ohne es zu wissen; ich will ihn in Handel verwickeln, er ist hitzig, kampflustig, das soll ihm den Hals brechen. An dem Tage, wo mir der Preis dieses Unternehmens durch Elisabeths Besitz ausgezahlt wird, an diesem bist Du frei

der Leibeigenschaft, hörst Du, Dagobert; deshalb unterstütze mich in dieser Sache, wie Du nur kannst.“

So war denn über das Lebensglück zweier reinen guten Menschen von dem Laster der Würfel geworfen. Die Saat des Bösen wuchert schnell und üppig empor. Die Anker, die Lodemar auswarf, um sein Vorhaben auszuführen, waren eines, durch alle Schulen der Niederträchtigkeit gegangenen, Wüstlings würdig, und bald sollte Schloß Ehlomen der traurige Zeuge davon werden.

In seinem Sorgenstuhle vor den Flammen, die knisternd auf dem großen gothischen Kamin emporloderten, saß der Schloßherr von Ehlomen, in ernstem Nachdenken versunken, ihm zur Seite Graf Lodemar. Es ward zwischen den Beiden ein wichtiges Geschäft abgehandelt, das alle Geisteskräfte des Greises in Anspruch nahm. „Seht mein edler Wirth,“ sagte Lodemar mit süßer Honigrede; „der Vorschlag, den ich Euch im Namen meines gnädigen Herrn und Königs mache, ist nicht so schlimm, als er Euch im ersten Augenblick scheinen mag. Die Majestät von Böhmen lohnt dem, der ihr beipflichtet, durch dessen Vermittelung das Unternehmen glückt mit der Statthalterstelle, mit all den Ehren, die nur ein König vers

geben darf. Ihr, Graf von Chlomen seid der erste Herr in dem Meißner Gau; wenn Ihr auf unsre Seite tretet, ist's gewiß, daß alle Ritter desselben Euch folgen. Friedrich von Dresden wird verjagt und dieser Theil Sachsens fällt der Krone Wenzels von Böhmen, meines huldreichen Herrn anheim, der Euch im Voraus zum Statthalter über Dresden ernannt, aus dessen Hand ich Euch jetzt schon die schwere goldene Gnadenkette mit der Majestät Bildniß einhändige. Der Böhme nahm eine glänzende Kette aus einem zierlichen Etui und hing sie dem Geis um, der durch diesen Anblick der königl. Huld gerührt, dem Böhmen die Beitretung zu seinem Unternehmen versprach. Es war dieses Unternehmen nichts weniger, als ein Hochverrath von Chlomens Seite an seines Lehnsherrn, des Fürsten Friedrich dem Kleinen von Dresden, Besitz und Rechten. Er brach die Treue, den Eid den er diesem schwachen Fürsten angelobt, indem er dem ungemessenen Stolz, dem Ehrgeiz seines Herzens huldigte. Friedrich konnte ihm keinen Rang, keine höhere Ehrenstelle verleihen, als die er schon besaß, indem er der mächtigste Graf des Gaues war; Wenzel von Böhmen hingegen vermochte das, er konnte ihn erheben, seinen Namen mit neuem Glanz umgeben. Jede bessere Regung schwieg; der Verrath am Landesfürsten wucherte gleich der üppi-

gen Schierlingspflanze in die Höhe, aber ein bei weitem giftigeres Gewächs.

Nach wenig Tagen zog der Böhme als Gast in Schloß Ehlomen ein, dessen Besitzer mehr und mehr ihm zugethan sich zeigte, bei welcher aufblühenden Freundschaft die Abneigung gegen Benno von der Birken Duba stets deutlicher hervortrat. Der Böhme glich einem kenntnißreichen Bergmann, der genau weiß, wie und wo er die herrlichen Adern und Gebrüche anschlagen muß, um das kostbare Metall zu Tage zu fördern. Er hatte mit Zeichen des Beileids den Grafen betrauert, daß er durch die Verbindung Elisabeth's mit Benno seinem Glanze ein Hinderniß in den Weg gelegt habe, schilderte ihm die schöne Aussicht durch eine Vermählung mit einem reichen, angesehenen Herrn, seinen Namen berühmter zu machen. Dies alles fiel auf einen guten Boden und bereits sann Ehlomen auf Mittel, sein Wort zu brechen, die Verbindung rückgängig zu machen. Nur zu bald fand er Gelegenheit dazu, weil er sie suchte. Die Burg war jetzt lebendiger als je, täglich kamen Ritter und Edle; der Verrath schlich heimlich, aber erfolgreich fort.

Benno nahm nie Theil an den Versammlungen, die unter dem Deckmantel fröhlicher Gelage gehalten wurden, er mied sie sorgfältig, ahnend, daß sie nichts

Gutes bezweckten; auch entging ihm die immer mehr zunehmende Kälte Chlomens nicht, er kannte die Schlange, die an seinem stolzen Herzen lag, die ihn fest umschlungen hielt. Trübe, böse Ahnungen regten sich in des jungen Ritters Brust. Elsbeth's treue Liebe allein war im Stande, ihn auf die kurze Frist einiger Stunden zu erheitern, das Drückende seiner Lage ihm vergessen zu machen. Daß auch in seiner Brust ein tödtlicher Haß gegen den Böhmen aufflammte, war nicht mehr als folgerecht. Sah er doch in ihm den, der seinen Himmel, sein Glück zerstören wollte, wußte er doch, daß diese Spinne den Greis in ihrem schlauen Gewebe umspinnen hielt. So kam es eines Tages, daß Duba einsam, sich seinen trüben Gedanken überlassend im Schloßgaden (Halle, wo sich gewöhnlich die Ritter beim Becherklang zu belustigen pflegten) saß, vor ihm stand ein Deckelkrug edlen Rebensafts, aber unangerührt; der Ritter stützte die Rechte auf die Eichentafel, und lehnte sein Lockenhaupt in die hohle Hand, wie einer, der streng und anhaltend über etwas denkt. So saß er, nicht bemerkend, daß Graf Lodemar mit seinem Diener Dagobert eintrat in den Gaden. Als diese den Birken Duba gewahr wurden, hielten sie ihren Schritt an, Dagobert neigte seinen Mund zu seines Herrn Ohr und flüsterte leise: „Jetzt Herr, jetzt ist die beste

Der Böhme schritt hierauf zu Benno, Dagobert verbarg sich hinter dem Pfeiler, der das Gewölbe stützte.

Ein Schlag auf die Schulter erweckte den Ritter aus seinem Nachdenken, er sah auf, vor ihm stand Lodemar mit dem gleißnerisch freundlichen Lächeln des Schurken. „Ei, mein werther Herr, Ihr hängt ja den Kopf, als ob Ihr mit großen Gedanken schwanger gingt,“ sprach er. „Ich wette darauf, Ihr grübelt, wie und auf welche Art Ihr Eurer holden Braut ein stattliches Hochzeitsgeschenk machen wollt — ja, ich glaube es, die Liebe macht Sorgen. Will Euch einen Rath ertheilen: brecht die Steine aus Eurem halbverfallenen Eulenneste, laßt sie schleifen und in Blei fassen, das gibt einen kostbaren Schmuck, ganz würdig, solchen reichen, vornehmen Ritters, wie Ihr seid.“

„Herr,“ rief Benno aufspringend mit einer Gluth im Antlitz, als ob ein Vulkan seine Flammen darüber ausgegossen, „was soll das? Wie untersteht Ihr Euch, Feigling, einen ehrlichen Rittersmann zu beleidigen? Zieht, elender Schurke, zieht, wenn Euer Schwert so scharf, wie Eure Zunge ist.“

„Gegen wen soll ich mein Schwert entblößen, gegen Euch armen Ritter?“ höhnte der Graf, „nun bei Gott, das ist lustig. Ein Eoler gegen einen ehr-

losen Ritter, der sich mit Gewalt dem Herrn dieses Hauses zum Eidam aufdringt, um auf die leichteste Weise zu Rang, Ehre und Reichthum zu gelangen? Geht, bessert Euch, dann kommt wieder — vielleicht erzeige ich Euch die Ehre, mich Euch zu stellen.“

„Zur Hölle mit Dir, böhmischer Schuft!“ schrie Benno, mit gezücktem Schwert, schäumend vor Wuth, auf ihn eindringend; der Graf riß, der Nothwendigkeit nachgebend, gleichfalls sein Schwert heraus, dem wüthenden Anfall so gut als möglich ausparirend. In selbem Augenblicke sprang Dagobert mit hochgeschwungenem Doldh herbei, um den Angreifenden meuchlings zu ermorden. Das Geräusch, das der Mörder durch seine Eile verursachte, machte den Ritter auf die Gegenwart eines Zweiten aufmerksam; er wendete sich, schon schwebte das Werkzeug des Todes über ihn — ein kräftiger Schwertthieb und Dagoberts Faust, die den Doldh hielt, flog weithin zu Boden, brüllend stürzte er zusammen.

Die Berruchtheit des angelegten Planes, welchen Benno im Augenblicke durchschaute, entflammte umsomehr seinen Grimm; wie ein gereizter Eber warf er sich auf Lodemar, der feig zu entweichen suchte. Der Zufall half dem Bösewicht; während er, in Todesangst zitternd, sich nur schwach vertheidigte, öffnete sich die schwere Flügelthüre des Gadens. Hans von

Ehlomen trat ein, begleitet von einigen Rittern. Der Anblick dieser Scene war der rechte Funke, den sein von allem Guten abgewandtes Herz bedurfte, um die unedlen Getriebe, die darin hausten, mit einemmale in Flamme, in Thätigkeit zu setzen. „Reißt den Friedensstörer hinweg, wenn nicht diese Halle zur Mördergrube werden soll!“ Die begleitenden Ritter stürzten sich auf Benno, und nach wenig Augenblicken war dieser entwaffnet. Mit allen Zeichen des herzlichsten Dankes schritt der Böhme auf Ehlomen zu, faßte seine Hand und sagte: „Euch verdanke ich mein Leben, Graf! Ihr seid der Retter eines Mannes, der vielleicht, wenn Ihr nicht gekommen, jetzt in seinem Blute als Opfer dieses rachedurstigen, mordlustigen Ritters läge. Seht meinen armen, treuen Diener, der seine Treue, seine Anhänglichkeit zu mir mit dem Verlust seiner Rechten büßt; er wollte mir beispringen, als Euer Eidam, ohne daß ich ihn nur im geringsten zu nahe trat, wie ein Bandit, da ich mit meinem Dagobert durch den Garten gehe, auf mich losstürzt, um mich niederzustößen.“

„Das lügst Du, Schurke!“ schrie Benno außer sich vor Wuth. „Du lügst, das sage ich! Hörst ihn nicht an, Graf Ehlomen, hört ihn nicht, er verleumdete mich, er ist ein giftiger Bösewicht!“

„Lebt wohl, Herr Graf,“ sagte der Böhme, ohne

sich um des Verleumdeten Bertheidigung zu kehren, „ich verlasse Euer Schloß, in dem der Burgfriede nicht heilig ist, Nehmt meinen Dank nochmals für Eure Freundschaft, es thut mir weh, mich auf solche Art zu trennen; doch meine Ehre, ja sogar die Sicherheit meines Lebens fordert es.“ Nach einer Verbeugung wollte er sich entfernen, doch Ehlomen hielt ihn zurück, sprechend: „Bleibt, bleibt mein edler Gast!“ dann wandte er sich zu Benno und sagte: „Wie Ihr den Frieden meines Hauses mit frevler Hand gebrochen, so zerbreche ich das Band, welches meine Tochter an Euch binden sollte, auf immer, indem Eure That mich des gegebenen Wortes entbindet. Ich war ein Thor, daß ich glaubte, von einem wilden Stamme könne eine gute Frucht kommen, daß ich Euch mein Herz, mein Haus öffnete. Dem Zufall muß ich danken, der mich von dieser Verirrung zurückbringt und mir die Augen öffnet. Geht, verlaßt mein Eigenthum — wir sind geschieden; mit Mörder habe ich nichts zu schaffen.“

Versteinert stand der Ritter bei dieser Rede, die alles, was ihm lieb und theuer, jede Hoffnung, jedes Lebensglück mit einemmale zerriß; er starrte vor sich hin; konnte er doch kaum den schnellen Wechsel fassen. Er war einem Menschen zu vergleichen, der vor wenig Augenblicken im klarsten Sonnenlichte auf einem

wolkenhohen Gletscher stand, und nun aus dem reinsten Glanz in die tiefste Höllenmacht herabgestürzt ist. Aus dieser Betäubung riß ihn das Geräusch der Fortgehenden, er ermannete sich, stürzte dem alten Chlomen nach, erfaßte seine Hände — kaum war er fähig zu sprechen. Mit Mühe preßte er die Worte heraus: „Mann — Greis — bei dem Gott, der über uns ist — nimm das Wort zurück — nimm's zurück — Du vernichtest mein Leben, mein Glück, meinen Himmel — gedenke Deines Kindes — des Glends, das Du über uns Beide wirfst — o, es ist namenlos — ist denn Deine Brust ausgestorben, von dem kleinsten Funken Gefühl für Recht und Unrecht keine Spur mehr? — nimm das Wort zurück — ich flehe Dich an! — Sieh, alter Mann, nie hat Birken Duba zu einem Menschen mit solcher Inbrunst gefleht, nie hat er sich zur Bitte erniedrigt — es ist das erstemal — sei menschlich — bedenke, daß zwei Leben an dem Hauche Deines Mundes hängen — begehe keinen Mord, den Du nicht verantworten kannst.“

Doch kalt, herzlos blieb der Angeflehetete bei dieser Mahnung; verächtlich blickte er den Ritter an, ihm seine Hände entreißend. „Dies sollte mein Eidam werden, der bettelnde Ritter?“ rief er höhnisch — „o pfui über mich Kurzsichtigen, Schande über meinen Kopf, daß er diese Verbindung billigte!“

— Hinweg, wir haben keine Gemeinschaft mit einander! //

Er schritt zur Halle hinaus, Lodemar an seiner Seite. Die hãmische Freude des Letzteren war unverkennbar in seinen Augen; einen langen Blick warf er vom Ausgange noch zuruck auf den zu Boden Gedonnerten, in dem sich die ganze Hõlle seines bõsen Herzens spiegelte, dann verschwand er mit dem Schloßherrn, die Ritter und Knappen folgten, welche Letztere den bewußtlos durch den vielen Blutverlust gewordenen Dagobert hinaustrugen.

So stand denn Duba allein in der Halle mit wirrem Blick. Seine Augen umflorte ein dichter Nebel, durch die Glieder des kräftigen Jünglings schauerte ein unendlicher Schmerz; er taumelte sinnlos an den Pfeiler zuruck, der die Wölbung der Halle stützte. Die edle Gestalt, das Opfer des schändlichsten Veraths, glich jetzt einem lebenslosen Bilde; alle Röthe war aus seinem Antlitz; die offenen, schönen, männlichen Züge waren leichenblaß, blutlos bebten seine Lippen. Er, der dem Tod in manch heißer Schlacht unter des heldenmüthigen Ottokars Führung unerschrocken ins Auge gesehen, unterlag jetzt für Augensblicke dem hereinbrechenden Geschick. Die kalte Luft, die durch ein geöffnetes Fenster ihren Strom über den Ritter ergoß, wirkte wohlthätig auf seine Sinne;

er richtete sich langsam auf — das erste was er sah, war das Blut auf dem Estrich. Alles wiederholte sich jetzt seinem Gedächtniß; dies Blut sagte ihm, daß er nicht geträumt, daß alles Wahrheit sei. „Verloren, für's ganze Leben verloren!“ rief er in der Gluth des heftigsten Schmerzes, „Elsbeth, mein Leben, mein Himmel, Du bist für mich dahin! — Verfluchtes Geschick, du hast mir alles geraubt! Aber Rache, Rache dem Bösewicht, um dessentwillen das Gebäude meiner Hoffnung, meines Glückes in Trümmer zerfällt. Er soll nicht triumphiren! Elsbeth, ich will unsre zertretene Seeligkeit fürchterlich rächen.“

„Die Rache ist Gottes Werk, greife nicht mit fecker Hand ihm vor!“ sprach eine hohle Stimme neben ihm. „Wer spricht,“ rief Benno in wilder Verzweiflung und wendete sich rückwärts; doch kaum als er einen einzigen Blick auf die Urheberin dieser Worte geworfen, trat er entsetzt einige Schritte zurück. Elisabetha, die Ahnfrau stand vor ihm mit den glanzlosen Augen im Todtenantlitz.

„Auch im Grabe ruht sich's süß, wenn der Tod die Liebenden vereint!“ sprach sie eintönig weiter. „Räche Dich nicht, Benno, die ewige Rache schläft nie.“

„Wer bist Du, geistiges Wesen?“ fragte der Ritter langsam.

„Eine, die nicht Ruhe hat im Grabe, bis des Ewigen Wille sich erfüllt,“ antwortete Lisbetha und es war, als klänge ein tiefes Weh in dem Geständniß. „Schwöre mir, Dich nicht zu rächen, Benno! Die Rache ist des Herrn.“

Ein sonderbares, nie empfundenenes Gefühl durchzuckte den Ritter, von dem er sich doch keine Rechenschaft geben konnte, doch es war wohlthuend, es goß ihm einen milden Frieden in die Brust, wunderbar gestärkt erhob er die Rechte und schwor; da war es als ob ein mildes, freundliches Lächeln über das bleiche Antlitz Lisbetha's flog, sie breitete die Arme wie zum Segen gegen ihn und — verschwand.

Der Ritter aber eilte aus dem Schloß; seine halbverfallene Burg nahm ihn auf mit seinem Schmerz und die Trümmer seines Ahnensitzes, die von Weitem schon die Hinfälligkeit dieses irdischen Seins predigten, schlossen sein in Trümmer zerfallenes Lebensglück ein.

Wie der winterliche Himmel trüb und düster sich gestaltete, die Sonne nur selten ihr leuchtendes Haupt durch die schweren, niederhängenden Wolkenmassen durchdrängte, so war es auch im Schloß Chloemen, obgleich dem äußern Anschein nach ein recht

lebhaftes Treiben gegen die ehemalige Stille daselbst grell abstach. Aber kann der Mensch sein Gewissen unterjochen, wie die äußeren Theile seines Körpers, die leider nur zu oft im Leben zur bösslichen Maske dienen müssen? Kann sich der, der auf schlimmen Wegen wandelt, den Himmel, ein friedliches Bewußtsein in's Herz zaubern, wenn auch sein Antlitz glatt und heiter scheint? Er kann höchstens den innern Richter einschläfern, die bellende Stimme des Rechts mit Gewalt niederdrücken. In diesem Zustande befand sich Hans von Ehlomen; er hatte jetzt vollbracht, wor nach er sich sehnte, er war seines Wortes ledig, die glänzendste Befriedigung seines Ehrgeizes hatte sich erfüllt. Lodemar warb, nachdem Benno hinausgestoßen war, um Elisabeths Hand, freudig hatte er sie dem reichen Böhmen zugesagt.

Die Versammlungen des Verraths gingen ihren Gang fort, täglich mehrte sich die Zahl der Anhänger für die neue Regierung, angelockt durch des Greises Beispiel; die meisten hatten nichts zu verlieren, wie auch der Würfel fallen mochte, sie waren auf jeder Seite gedeckt. Fiel er zu Gunsten Wenzels von Böhmen, so wartete ihrer Lohn, mißglückte der Plan, so verriethen sie eben so leicht das Haupt der Verschwörung, den alten Ehlomen, als sie jetzt zu ihm hielten.

In der Mitte dieser gehaltlosen Charaktere beim vollen Becher war dem Schloßherrn wohl, er vergaß dann auf Augenblicke den innern Zwiespalt seines Ichs. Seit jener Stunde, als Benno das Schloß verließ, hatte er sein Kind nicht gesehen, er scheute sich den rothgeweinten Augen Elsbeth's zu begegnen, es that ihm weh, daß er ihr Schmerz verursachen mußte, doch die Leidenschaft der Ehrsucht, des Hasses, sein ungezügelter Stolz unterdrückten schnell jede Aufwallung von Vaterliebe im Keime; nur die langen Nächte waren der Qualen Schützer und Nährer, mit welchen ihn die streitenden Gewalten seines Innern peinigten.

Elsbeth litt zwar nicht diese Qualen wie ihr Vater, aber die zarte Jungfrau erlag fast unter dem tiefen Weh, das über sie hereingebrochen. Geknickt war ihre Blüthe, den Carmin ihrer Wangen bleichte der Gram, ihre schönen Augen waren trüb, thränenfeucht; Stundenlang saß sie wieder im Garten, obgleich der Nordwind heulend durch die Baumzweige sauste und blickte hinüber nach dem stillen Winzerhaus und dem Weinberg; aber der Berg trug das weiße Bahrtuch des Winters und die Hütte schien unbewohnt. Alles war todt um sie her, die schöne Natur zur Leide geworden und die Ärmste saß da regungslos, ein Bild des Todes wie die Außenwelt, selbst der

Flug ihrer sonst so lebhaften Phantasie war erstorben. Nichts blieb ihr, als die Klage. „Der Schmerz ist mein Gefährte geworden,“ sagte sie leise vor sich hin, „und mein einziger Freund; aber sein Kuß entnervt und drückt das arme Mädchen zu Boden, bis es tief unten liegt im kalten Grabe, wo er es verläßt; denn das kleine Haus ist ihm zu enge und die Brust ist öde und leer, die er im Leben zerrissen. — Arme Elisabeth, Deine Jugend ist trübe, wie die grauen Wolken da oben, die Sonne blickt nicht hinein; drum ist auch dein Leben so finster und der Sturm rüttelt an seinen Pfeilern, wie der Nord über mir die nackten Aeste, daß sie zu brechen drohen. — Wie hat sich doch alles so schnell, so schrecklich verwandelt! — Sonst trug ich die Hoffnung im Herzen und die heimliche Wonne meiner Phantasiebilder und alles um mich her war grün und glänzte in bunten Farben und der Himmel rein wie Crystall, lächelte auf die schöne Erde nieder — jetzt nagt der Wurm in mir, Freude und Hoffnung ist aus meiner Brust geflohen und alles darin ist todt und öde und liegt begraben im Weh, wie die Berge und die Auen vor mir in dem weißen Todtenhemo. Benno — theurer Geliebter, wo weilst Du? Gedenkst Du wohl Deines Mädchens im stolzen Ritterschloß? ach ja, Du bist lieb und treu und Deine Gedanken fliegen zu mir her — auch Deinen Himmel haben sie zer-

rissen und mit Füßen getreten. Sieh, ich breite meine Arme nach Dir aus, nach Dir, mein Benno, aber der kalte Nord schlägt mir an das Herz mit eifigem Hauch, daß ich zusammenschauere vor Frost unter seiner Umarmung. Benno, bleibe treu Deinem Mädchen — kann uns das Leben nicht vereinen — der Tod wird's sicher.“

„Auch im Grabe ruht sich's süß, wenn der Tod die Liebenden vereint!“ hauchte es leise neben ihr. Sie sprang auf — ein kalter Luftstrom quoll ihr entgegen. Schauer auf Schauer durchrieselte ihre Glieder, das Blut im Herzen stockte — sie sank nieder auf das weiche Schneebett. Irmentraut fand sie nach einer Weile leblos neben der Rasenbank, ihr Jammergeschrei brachte die Mägde in Bewegung, sie trugen ihre bleiche Herrin aufs Lager. Die Kraft der Jugend kämpfte gegen die Gewalt des Fiebers, das sie befallen, und errang mühevoll den Sieg. So lag sie auf dem Lager noch schwach und eine fast durchsichtige Blässe im Antlitz, als ihr Vater in Begleitung Lodemars ins Zimmer trat. „Richte Dich auf, Elisabeth, und höre Deines Vaters Wort,“ hob der Schlossherr an, und gehorsam erfüllte Elisabeth den Befehl des Vaters. „Du bist genesen jetzt und kennst den Wunsch meiner Seele, Dich diesem Ritter vermählt zu sehen. Ich hoffe von Deinem Gehorsam

daß Du dich nicht weigern wirst, meinen Willen mit Erfüllung zu krönen. Herr Lodemar ist reich, er bietet Dir all sein Besizthum, seine Schlösser im Böhmerlande, ein Leben in Freud und Wonne, seine Liebe. Zum Osterfest habe ich Deine Vermählung mit ihm festgesetzt. Bis dahin hat die Braut Zeit, Abschied von dem Mädchen zu nehmen.“ Er schwieg, der Böhme nahte sich mit seinem gewöhnlichen freundlichen Wesen der Jungfrau, deren Herz vor dem Gedanken an eine Möglichkeit dieser bedrohten Verbindung krampfhaft zitterte, und sprach: „Verbannt jede Abneigung, die Ihr gegen mich gefaßt zu haben scheint, bringt mir Frohsinn und Munterkeit zum Geschenk jenes Tages, wo ich Euch mein nennen soll, mein holdes Fräulein. Ich liebe Euch treu und wahr und überglücklich könnt Ihr mich machen durch Eure Gegenliebe.“

„Nie! nie!“ rief Elsbeth heftig, denn ein Schauer der Angst erfaßte die Ärmste, als der Graf von ihrer Gegenliebe sprach und trieb ihr einen Muth in's Herz, der wohl mehr ein Ausbruch ihrer Verzweiflung war. „Die Sternlein des Himmels müßten verlöschen, die Nacht zum Tage werden, ehe ich Euch lieben könnte!“ — Sie sprang vom Lager auf, warf sich nieder zu des Böhmen Füßen, und rief mit jenem Ton, der gewöhnlich nie den Eindruck auf das Herz des gefühlreichen Mannes verfehlt: „Herr, seht mich

hier vor Euch liegen, eine Bettlerin, die Euch anfleht bei der Barmherzigkeit Gottes um Mitleid — seid menschlich, ich kann Euch, ich werde Euch nie lieben — nehmt Euere Anforderung zurück, dieses Herz ist nicht mehr frei; meinem Benno habe ich Liebe und Treue geschworen und werde sie halten bis mein Auge bricht. Wie mögt Ihr ein Glück erwarten an der Seite eines Weibes, das all ihre Hoffnung, ihre Seeligkeit zu Grabe trägt, wenn der Zwang ihre Hand in die Eure legt? Ihr seid Ritter, laßt mich glauben ein edler Ritter und gebt mir Mitleid für Liebe!”

„Wahrlich, das ist lustig!“ rief Lodemar, „soll ich vielleicht gar Euern armen Ritter Euch zuführen, Fräulein? Steht auf — gebt Euch keine Mühe — ich liebe Euch zu heftig und bins gewiß, daß, wenn Ihr meine Hausfrau seid, die Liebe zu diesem Abentheurer aus Euren Sinnen stieben wird, wie der Rauch, der spurlos in den Wolken verschwindet — was rede ich noch? ich habe Eures Vaters Wort, das ist mir genug.“

Elisbeth bedeckte ihre überströmenden Augen, als der Böhme so sprach mit Worten die ihr eine schreckliche Zukunft aufschlossen; noch ein Versuch blieb ihr übrig, des Vaters Herz zu rühren, das gefühllos bis jetzt ihr Leiden schaute. „Vater, mein theurer Vater,“ rief sie mit schmerzgebrochener Stimme, „willst Du

Dein Kind verstoßen? ist kein Funke Liebe mehr für mich in Deiner Brust, der Dich bewegt zum Mitleid gegen Dein Kind? Sieh mich an mein Vater, der Schmerz hat meine Jugendblüthe vernichtet, diese Augen brennen, entzündet von Thränen, diese Wangen sind bleich wie der Tod und mein Herz zuckt gebrochen in der Brust — hast Du kein Gefühl mehr für mein Elend — wird es Dir so leicht Dein eignes Blut von Dir zu weisen? Der Felsen weint, wenn die Sonne warm und freundlich nach langem Winterschlaf ihn begrüßt, und der Felsen ist hart und schroff, unempfindlich für Leid und Freud, und doch weint er — und Dein Herz, an das Du mich so oft gedrückt in warmer, väterlicher Liebe, sollte kalt bleiben bei meinem Flehen? nein, es ist nicht möglich, nein Vater, Du kannst nicht so grausam sein, Du wirst Dein Kind nicht zur Verbindung mit diesem Manne zwingen! „

„Ich habe mein Wort gegeben,“ sagte Ehlomen nach einer Pause, in der er sich losgemacht von den umstrickenden Armen seiner Tochter, „und kein Gott ändert es. Du wirst sein Weib und sollte ich die Widerspenstige mit Gewalt zum Altar schleppen, Du kennst meinen Willen, handle darnach!“

Ohne Weiteres zu sprechen schritten Beide hinaus und ließen die Jungfrau allein in der Verzweiflung

ihrer Herzens. Der höchste Grad des Seelenleidens kumpft ab, raubt die wohlthätigen lindernden Ausbrüche, die bei minderm Weh der gequälten Brust entströmen. Krampfhaft, betäubt zieht sich das Herz in sich selbst zusammen, wie die Schnecke des Wals, des in ihr Haus, und diesem Zustand bewußtlosen Bewußtseins unterlag jetzt Elsbeth; kein Wort entschlupfte ihren Lippen — es schien, als hätte sie abgeschlossen mit dem Leben, ein duldendes Opferlamm.

Trüb und traurig lag die Gegend des sächsischen Gebirgs wie eine Leiche im Sterbekleid; die gigantischen Felsen starrten gleich Trümmer einer früheren Schöpfung himmelan mit ihren schneebedeckten Kuppen, des Elbstroms Majestät war erstorben in schwerer Eismasse, seine Wellen lagen von der Zauberkraft des Winters in Scherben verwandelt aufgethürmt an den Ufern, traurige Zeugen der unterbrochenen Thätigkeit des stolzen Flusses. Kein Wanderer beschritt jetzt die verschneiten Pfade, die Glöcklein der munteren Heerden erklangen nicht mehr auf den fetten Triften, nur der Sturm heulte mit seiner ewig klagenden Stimme durch die Schluchten und entriß den Bäumen mit vernichtender Wuth die dürren Aeste, die gleich nackten dürren Armen hülfeslehend zum Himmel starrten. Wie draußen alles todt und verödet war, so theilte auch die halbverfallene Burg Dubas in ihrem

Innersten dieß Geschick, obgleich ihr Besitzer, sein treuer Knappe und zwei Rosse darin hauseten. Benno schritt in sich selbst versunken in dem einzigen doch gut erhaltenen Gemach auf und nieder, sein Knappe Gottfried saß auf einem ehemaligen goldgewirkten Sessel, dessen Pracht aber nicht mehr zu erkennen war, vor den lodernden Flammen des Kamins und schaute gar betrübt auf seinen jungen Gebieter und die hellen Thränen liefen dem alten Mann über die tiefgefurchten Wangen. Nachdem er so lange Zeit auf ihn geschaut hatte, stand er auf und trat zu Benno, seine Hand fassend und sprach herzlich wie der Vater zum Sohne: „Lieber Herr, geht nicht so heftig auf und nieder, es taugt nicht für Euer bewegt Gemüth. Sprecht zu Eurem alten Knecht, der Euch gern helfen möchte, wenn er's könnte. Seht, lieber Herr, die Thränen fallen mir in den Bart, es bricht mir's Herz, wenn ich Euern Gram so sehe, wie er immer wächst und wie unter seiner Last Ihr vergeht, wie der Schnee draußen vergehen wird, wenn die liebe Sonne kommt. Sprecht zu mir, mein lieber Herr, ich mein's ja gut, und Mittheilung soll ja den Kummer lindern.“ — „Mein alter Freund,“ sagte Benno wehmüthig, „wie sollte ich Dir den Kummer klagen, Du kannst ihn nicht fassen. Sieh, der Glanz der Duba ist untergegangen, der letzte Sprößling lebt arm

zwischen den Trümmern seines Ahnensitzes und doch ist's die Armuth nicht die ihn drückt — im Herzen trägt er eine Wunde, die nicht zu bluten aufhört, aus der sein Leben hinstömt, bis die Quelle versiecht ist."

"Mein armer Herr," sprach der Alte wieder, "bitt' Euch, folgt meinem Rath. Ich will unsere Hengste satteln, reitet hinaus mit mir, ist's auch kalt draußen, wird Euch die Zerstreuung doch wohl thun — und auch den armen Thieren, die jetzt traurig im Stalle die Ohren hängen, trotz ihres angeborenen Feuers, als müßten sie, daß ihr Herr auch traurig ist und keine Freude mehr am Leben findet. Thut mir's zu Liebe, wenn Ihr etwas auf Euern alten Gottfried haltet. Hab' ich Euch ja schon so herzlich gehabt, als ich Euch, Ihr wart damals — sind nun 20 Jahr vorbei — ein Büblein von 3 Sommer, vor mir auf den Sattelsknopf setzte und hinaus trabte lustig und wohlgemuth, und bin ich Euch jetzt so treu ergeben, daß ich oft vermeine, ich thue eine Sünde gegen den lieben Herrgott, wenn ich Euch mehr liebe, als alles Andre in der Welt." — "Du wackeres, treues Herz," sprach der Ritter tief ergriffen, "ich will Deinem Rathe folgen, geh, fülle die Rosse."

Der alte Knappe eilte, nachdem er dankend seines Herrn Hand gedrückt, hinaus, und wischte sich draußen, als er allein war, die Freudenähren von den

Augen. Der Ritter aber trat an's Fenster, drückte die glühende Stirne an die gefrorne Scheibe und seufzte tief: „Elsbeth, Stern meines öden Lebens, Du bist für mich untergegangen, verloren auf immer!“

Wenig Minuten gönnte ihm der treue Gottfried zum Nachdenken; er warf dem Ritter den Mantel um, reichte ihm Handschuh und Helm, und zog ihn hinunter in den Hof, aus dem die klugen Rosse freudig aufwieherten, als sie des wohlbekannten Herrn Stimme vernahmen.

„Seht, lieber Herr, wie sich die armen Thiere freuen, daß Ihr vernünftigen Rath angenommen? grade wie Euer alter Gottfried!“ sagte die treue Seele, als er seinem Gebieter den Bügel hielt und den aufbäumenden Hengst kaum zu bändigen vermochte. Mit mächtigen Sprüngen tobte das edle Roß, den Ritter tragend über die Zugbrücke, die stets geöffnet blieb, und der alte Knappe gab seinem Thiere Sporen und Gerte, um seinem Herrn nachzukommen. „Schade,“ sagte er, als er dicht hinter ihm ritt, „daß wir die Zugbrücken nicht aufziehen können, daß Schloß wäre doch gesichert.“

„Im Hause der Armuth,“ sagte der Ritter trübe, bedarf es keiner Schlösser und Zugbrücken; diese Trümmer haben den Glanz der Duba überlebt, sie sind todt wie der Heldenstamm, der mit mir erlischt.“

Sie zogen dahin durch die Schneefelder; ihr Weg, oder vielmehr des Ritters Roß, das seinem eigenen Gelüste überlassen, da sein Reiter wenig Acht darauf hatte, lenkte die Heerstraße nach Böhmen zu. So waren sie wohl eine Viertelmeile geritten, als Graf Dohna mit einigen Reiligen des Weges daher kam, ihnen entgegen. „Wo zieht ihr hin, Duba?“ rief er den Ritter an, der sein Herannahen nicht bemerkte. „Ins gelobte Land, mein edler Herr!“ beantwortete Gottfried statt seines Herrn die Frage und gab dessen Hengst einen Schlag mit der Gerte, daß er dahin brauste wie der Sturmwind. Als die Rosse wieder ruhig trabten, wendete sich Benno zu seinem Knappen, der jetzt zu seiner Linken ritt, um für seinen Herrn die Aufsicht des muthigen Rosses zu übernehmen, und fragte: „Wer hat Dir die Antwort eingegeben, alter Mann?“ „Sie kam mir so grade auf die Zunge, mein lieber Herr, um Euch weitem quälenden Fragen zu entziehen, denke ich mir doch, daß Euch das nicht lieb sein könnte!“ Ohne etwas darauf zu erwidern, trabte der Ritter weiter und als der Abend kam, die alte Stammburg ihn wieder mit ihren verwitterten Mauern umfing, sagte er zu Gottfried: „Du reitest morgen mit Tagesanbruch nach Dresden und sprengst das Gerücht aus, ich sei nach Palästina gezogen, und hätte Dich deines Alters we-

gen an der Grenze zurückgeschickt ; daß jedermann Dir glauben wird, dafür ist Graf Dohna Bürge, der uns auf der Heerstraße heut begegnet ist. Jede Nachricht, die Dir von Elsbeth von Chlomen zu Ohren kommt, berichtest Du nach dem Winzerhaus an der Elbe — wirst Du dies getreulich erfüllen, Gottfried?“

„So wahr meine Seele lebt, mein lieber Herr,“ entgegnete der Knappe, „aber wo bleibt Ihr?“ — „Du wirst mich wiederssehen, frage nicht weiter. Nimm diesen Beutel mit Geld, er sichert Dir deinen Lebensunterhalt in Dresden.“

Die Nacht sank hernieder, und als die Mitternachtsstunde verhallt war, bestieg der Ritter abermals seinen Hengst, dem alten Gottfried zum Abschied die Hand drückend. „Leb wohl,“ rief er „du ehrwürdiger Sitz meiner Väter, leb wohl! der letzte Dube zieht aus deinen Mauern, du siehst ihn glücklich oder nimmer wieder!“ Der Hengst brauste wildschraubend durch das Thor der alten Burg und als der Ritter sich auf der Zugbrücke im Freien befand, da sauste ihm der Sturmwind mit riesiger Gewalt entgegen, des Himmels Wolken entladeten ihre Schneemassen so heftig, daß das Roß nur langsam zu schreiten vermochte — die ganze Natur schien im Aufruhr. Der Ritter aber achtete in seinem Muth nicht des bösen Omens und durch die dunkle Nacht jagte er der Ge-

gend genau kundig dahin, gleich dem wilden Jäger.

Der Schnee war verschwunden, lindere Lüfte belebten die erstarrte Natur und die weißen Schneeglöcklein streckten ihre Kelche vor, als Zeichen des nahenden Frühlings, im Streit mit den blauen Veilchen, die duftend im Verborgenen blühten. Alles nahm einen heiteren Charakter an, die Vöglein zwitscherten wieder und wiegten sich auf den knospetreibenden Aesten gar lustig, denn die Zeit der Dürftigkeit und der Noth hatten sie überstanden und konnten nun fröhlich dem alles vergeltenden Sommer entgegen schauen; auch die Elbe hatte ihr Eisgewand abgeworfen und ihre stolzen Wellen schäumten wieder üppig an dem Ufer hinauf, als wollten sie sich jetzt schadlos halten für die lange Einkerkung. Die hohen Felsen, zwischen denen sie durchwogte, prangten wieder in ihrer Urfarbe und hoben die schneeentblößten Häupter stolz zu des Himmels Blau, das so freundlich auf die neubelebte Erde niederlächelte. Schloß Chlomen war jetzt, nachdem der Winter sich nach und nach entfernt, ein lebhafter Tummelplatz geworden. Der Verrath, der hier gesponnen wurde, war seinem Ausbruch nahe, nur sollte erst die Vermählung Lodemars mit Elsbeth gefeiert

werden, so hatten es der böhmische Graf ausdrücklich verlangt. Täglich fast trafen Boten aus Prag ein, Wenzel ermunterte gnädig und herablassend die Beräthrer, denn ihm wässerte der Mund nach dem herrlichen Landstrich, und konnte er wohlfeiler zu dem Besitz desselben gelangen, als auf diese Art? Dieses Unternehmen war im besten Gange, bereits besaß der alte Ehlomen das Dokument mit dem königl. böhmischen Insigne als Bestätigung seiner anzutretenden Statthalterschaft über Dresden. Der verrathene Fürst war gewarnt worden vor dem Schicksal, das seiner harrte, doch sein natürlicher Egoismus verschmähte die Warnung, er konnte und wollte nicht glauben, daß seine Vasallen solchen Verrathes fähig wären. — Ehlomens Herz durch die Herablassung Wenzels von Böhmen noch mehr in Hoffart und Uebermuth bestärkt, war jetzt jedem bessern Gefühle unzugänglich, nur die Freundschaft mit dem Grafen Rodemar wohnte in ihm; vor einigen Monden noch fühlte er wenigstens einen Anflug von Reue über den Treubruch den er an Benno von der Birken Duba begangen, sein zunehmender, riesig emporkuchernder Stolz aber hatte auch dies flüchtige Gefühl vertilgt; der Greis, dem Grabe nah, blühte wieder auf in den hohen schwindelnden Plänen der Zukunft; auch für Elisabeth fühlte er nichts mehr, sie war ihm nur das Mittel, den

Grafen zu fesseln und durch dessen Fürsprache bei Wenzel noch höher zu steigen; der Fürstentitel war es, nach dem er lüstern die Hand streckte. Lodemar jubelte in seinem bösen Herzen, als er das Gerücht erfuhr von Duba's Fahrt nach Palästina. Selbst, um sich von der Gewißheit zu überzeugen, eilte er nach Dresden und ließ den alten Knappen Benno's vor sich bringen, der das Gerücht bestätigte; desgleichen verbürgte Graf Dohna die Wahrheit mit seinem Ritterwort, die Abreise des Verdrängten selbst mit eignen Augen gesehen zu haben. Frei stand nun der Bösewicht und theilte dem Schloßherren lachenden Mundes die Mähr mit, die auch diesen mit vieler Freude erfüllte. „Seht, das ist der tapfere Ritter,“ rief der Böhme, „an dem Ihr Eure Tochter hinwerfen wolltet, der feig sich aus dem Staube macht, weil ihn mein Schwerdt im offenen Kampfe begegnen könnte, und zu diesem armseligen Prahler hat Elsbeth eine Narrenliebe gefaßt!“ — „Beruhigt Euch, mein edler Gast,“ sagte Chlomen, „Ihr habt von dieser entehrenden Narrenliebe nichts mehr zu fürchten. Ihr habt mein Wort, Elsbeth wird die Eure und sollt' ich sie bei den Haaren zum Altare reißen. Man muß die unsinnige Dirne zwingen zu ihrem Glück und ich will mein Vaterrecht gebrauchen, so wahr der Name Chlomen ein ehrlicher ist!“

„Lasset sie nur erst mein Weib sein, Graf, 's wird sich dann schon ändern, ich stehe Euch dafür,“ sprach der Böhme freundlich; „übrigens mein' ich, es wäre besser, wenn sie die vierzehn Tage noch bis zur Vermählung in ihrem Zimmer eingesperrt würde; sie ist so still, ich fürchte, sie könnte uns durch einen wahnfinnigen Streich das schöne Fest stören — man kann nicht wissen —“

„Ihr habt Recht, Lodemar, Vorsicht kann nicht schaden,“ pflichtete der Schloßherr bei. „Die Dirne ist so störrisch, daß ich befürchte, sie sagt am Altare statt Ja, Nein!“ —

„Das ist das wenigste, Freund,“ lachte Lodemar, „dafür gibt es Mittel, die dieses Nein, welches ich gewiß erwarte, nicht zu den Ohren eines Sterblichen dringen lassen. In demselben Augenblick, als sie dem Kapellan antwortet, ob Ja, ob Nein, gleichviel — schmettern die Trompeten einen langen Tusch und die Pauken geben ihren Wirbel dazu; so ist auch diesem vorgebeugt. Ich werde meinen Kapellan unterrichten, sorgt Euch darum nicht. Wenn sie nur lebt bis dahin, wird sie auch mein.“

„Es bleibt bei unserer Verabredung, Lodemar, Ihr nehmt, wenn die Trauung vollzogen, meinen Namen an, damit er sich fortpflanze — nach meinem Tode seid Ihr der alleinige Erbe meines Reichthums.“

„Sprecht nicht vom Tode,“ sagte der Böhme heuchlerisch; „bin ich doch selbst reich genug, um keines Andern Tod zu wünschen um des leidigen Mammons willen. Ich will Euch pflegen, mein werther Freund, und Euch das Leben versüßen, so viel in meinen Kräften steht, glaubt das mir.“

„Welch glückliche Wahl habe ich getroffen!“ rief Ehlomen, ihn umarmend. Das Geräusch einreitender Fremden unterbrach alle etwanigen Lobpreisungen des Geschicks über die Sendung des Gastes, und beide stiegen hinab zur Halle, um die Ankommenden willkommen zu heißen.

Einige Tage später lehnte eine wankende Gestalt in Elisabeths Zimmer, das jetzt ein Gefängniß war, am Fenster, matte Blicke in das herrliche Elbthal werfend. Wer hätte in ihr die blühende Jungfrau wieder erkannt? Eine schreckliche Veränderung war mit ihr vorgegangen, die edle jugendlich schöne Haltung dieses reizenden Körperbaues war einem unsichern Wesen gewichen, diese vollen schneeigten Arme hingen schlaff herab, des Busens Elasticität war erstorben in kaum merkbarem Aufwogen, so viel als die Einschöpfung des Athems bedurfte. Dies liebliche Antlitz war bleich, todesfarbig, der tiefe Gram lag lesbar in den holden Zügen, die trotz der Leichenblässe immer noch schön zu nennen waren, die Augen blickten

verglaszt aus ihren Höhlen; so hatte sich Elsbeth verwandelt. Eine Todtenstille herrschte in dem Gemache, sie befand sich allein darin. Die einzige Ruhe, die jetzt auf all ihrem Thun lag, war der Gang zum Fenster; sie schaute hinab auf die neubelebten Gefilde, auf die stolzen Wellen der Elbe, hinauf zum lichten Himmel, der wolkenlos, eine azurne Kuppel sich über den Gebirgen von einem Gesichtspunkt zum andern wölbte; dann schauerte sie wohl zusammen und seufzte tief, aber nur zuweilen brach ihr Mund in stille Klagen aus, wenn ihr das Herz zu schwer wurde in der Brust und sie sagte leise: Der Himmel ist so blau, die Wiesen so grün, die Wellen kosen so traulich und das arme Mädchen schmachtet im tiefen Weh! — Wird' ich denn nie wieder hinaustreten in diese schöne Natur und mich freuen in ihrer Pracht? — Ach nein, wenn ich hinaustrete, dann wird's Nacht sein, der goldene Sonnenstrahl schwimmt dann nicht auf den kosenden Wellen, die mein schweres Leid begraben sollen und das arme Mägdlein erlösen. Da unten wird's ruhig sein um mich her im flüssigen Crystallgrab, die leichten Bogen murmeln über meinem Haupte hin, die Sonne strahlt so freundlich in das Wasserschloß herab und die Nixen singen mir leise, leise ihr ewiges Schummerlied. — Mit dem Tode werde ich mich vermählen und wenn die hartherzigen

Leute fragen werden, wo ist Elsbeth? dann wird sich der Schooß der Elbe aufthun und eine Stimme wird antworten: hier in der Tiefe ruht das gequälte Kind, ihr ist wohl, wohl auf ewig! —

Ein seltner Gast, eine Thräne, perlte an ihren langen seidnen Wimpern, ihr Schmerz war übergegangen in tiefe Wehmuth, sie faltete die Hände über der Brust zusammen und sprach: Halte noch aus, mein Herz, brich nicht eher als zur Brautnacht, dann sollst du Ruhe haben für immer. — Benno, wie gern möchte ich meine Grüße Dir nachsenden auf Deiner Pilgerfahrt — bete auch für mich am heil. Grabe — Du bist fortgezogen und hast mich verlassen; ich verzeihe Dir mein Geliebter, möchtest Du glücklich sein! Wenn Du wiederkehrst, tritt an das Ufer da unten und rufe meinen Namen, noch einmal laß mich die liebe Stimme hören und die Wellen werden mitleidig sein mit unsrer Liebe, mitleidiger als die Menschen, und werden mit mir auftauchen, daß ich Dich noch einmal sehe, daß Du Dich zu der Verlassenen begraben kannst. Auch im Grabe ruht sich's süß, wenn der Tod die Liebenden vereint! —

Daß Elsbeth's Gemüthszustand ruhiger geworden, unterliegt keinem Zweifel; aber er war nur das, was vor einem plötzlich hereinbrechenden Gewitter die drückende Schwüle, der bewegungslose Stillstand der

Atmosphäre ist. Sie hatte mit dem Leben abgeschlossen und sich befreundet mit den Gedanken an das kalte Wassergrab; es war ein stiller Wahnsinn, der sie ergriffen. So lebte sie fort, ein Pflanzendasein, welches mit nichts als sich allein in Verbindung steht. Endlich brach der Tag an, der Lodemar's böses Treiben mit dem Besitz eines Engels krönen sollte. Es war draußen eine sengende Hitze; Staub und schweißbedeckt zogen die Ritter und Edeldamen zum Hochzeitsbankett in Schloß Ehlomen ein, in dem bereits ein lebhaft Gewimmel zu finden war. Vor der Schloßwarte schallte fröhlicher Trompetenklang in das Elbthal hinüber; bunte Fähnlein flatterten lustig nach allen Winden von den Zinnen, alles war in Freud' und Fröhlichkeit; nur die Hauptperson des Tages wußte nichts von dieser Freude, diese Trompetenklänge waren ihr Sterbelied. Willenlos ließ sie sich schmücken, kein Blick fiel auf das prächtige, silbergestickte Gewand, ein Geschenk des verhassten Bräutigams, die reinen Zahlperlen, die ihr Frau Irmentraut mit weinenden Augen als Schmuck um den Hals knüpfte, waren das Symbol ihrer versiegten Thränen, sie lehnte wieder am Fenster, still und in sich gekehrt. Der Brautvater und der Bräutigam nebst dem Kapellan rüsteten sich, als der Nachmittag sich schier zu Ende neigte, die Braut zur Kapelle zu holen.

„Wir werden ein heftiges Unwetter in dieser Nacht bekommen,“ sagte der Burgpfaffe und zeigte hinaus auf den weißberänderten Horizont, „seht edle Herren dort, wie’s aufzieht und im fernsten Hintergrunde sich so tiesschwarz zusammenballt — das ist kein gutes Zeichen!“

„Was schwacht der Glaskopf so unsinnig?“ rief Lodemar ärgerlich. „Laßt’s donnern, wie’s will, was kümmert’s uns! Die Pauken und Trompeten werden desto stärker in den Hochzeitsjubel hinein tönen, wenn von Außen der Donner dazu brüllt.“

Der Kapellan schüttelte den Kopf und sprach dann zu Ehlomen, der die alte morsche Gestalt in ein jugendliches Gewand gehüllt hatte, als möchte er die lästigen Jahre verdecken: „Das Schloßgesinde ist seit einigen Tagen unruhig, Herr, denn die weiße Frau hat sich in den Gängen sehen lassen, und darum“ — „Wahnsinn, nichts als Wahnsinn!“ fiel ihm der Schloßherr in’s Wort. „Behaltet Eure nichtsnützigen Gespenstergeschichten für Euch, oder glaubt sie mit dem verrückten abergläubischen Gesinde, — nur schweigt damit an solchem Tage. Jetzt laßt uns die Braut holen!“ — Sie gingen nach Elisabeth’s Gemach und führten die Jungfrau, die ohne Weigerung, mit niedergeschlagenen Blicken folgte, in die Kapelle, wo

bereits die Gäste ihrer Ankunft warteten. Wohl manche steckten die Köpfe zusammen, und bemitleideten heimlich flüsternd, die geisterbleiche Braut, die wie ein schönes Steinbild mitten in der Versammlung stand, ohne Theil zu nehmen an dem, was um sie vorging. Die Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten, Lodemar führte sein Opfer zum Altar. Als der Priester sein heiliges Amt begann, da war es, als rötheten sich fiebrisch Elsbeth's Wangen, eine heftige Bewegung that sich kund in ihrem Wesen, doch als sie des Kapellans Frage mit einem lauten „Nein!“ beantwortet, welches aber unter dem alles übertönenden Trompetentusch wie ein leiser Seufzer, von Niemand als von Lodemar und dem Priester gehört, verhallt war, wurde sie wieder ruhig wie erst. Der Würfel war gefallen. Im Banketsaal war ein lauter, fröhlicher Tumult; des neuverbundenen Paares Wohl wurde in jubelnden Toasten ausgebracht und alles jauchzte in Fröhlichkeit. Es schien als wirke der heitere Charakter des Festes günstig auf Elsbeth; sie lächelte und ihre Augen wurden sichtlich lebhafter und flogen freundlich wie sonst über die fröhlichen Gäste. Chlomen und Lodemar stießen sich leise an, auf die vortheilhafte Veränderung einander aufmerksam machend. „Sagte ich's Euch nicht, Schwiegervater, laßt sie erst mein sein, dann wird sich's ändern. D

ich kenne die Weiber! Was ihrer Eitelkeit schmeichelt, wird zuletzt ihr Abgott.“

Das dürstige Winzerhaus auf der andern Seite des Grundes beherbergte einen Gast, der die Nacht zum Tage machte, das heißt, bei jeder Dämmerung, die dem Abend voranflog, hinaustrat vor die Hütte, seine Augen starr auf ein Fenster des gegenüberliegenden Schlosses Ehlomen richtete, und so ruhig, nicht des Wetters und der nächtlichen Kälte achtend, bis der neue Morgen im Osten aufzog, wie eine gespenstige Gestalt auf seinem Plaze verharrte. Erlosch der Lichtschein, der das beobachtete Fenster erhellte, senkte der Gast traurig das Haupt und seufzte und strengte wieder seine Augen an, um wenigstens das nun im Dunkel gehüllte Ziel zu schauen. Wenn aber ein schlanker Schatten an dem licht hellen Fenster vorbeistreifte oder gar daran verweilte, dann bewegte sich jedes Glied des Unermüdlichen im lebhaften Zittern, feuriger strömte sein Blut in den Adern, er streckte die Arme sehnlichst hinüber nach dem Schattenbilde und seine bebende Lippen riefen leise den Namen „Elisbeth!“ Mit dem Grauen des Ostens verschwand der nächtliche Beobachter in die Hütte, und sein durch Sehnsucht, Zweifel, Hoffnung und Nachtfrost durchschauerner Körper sank dann nieder auf das geringe Lager in fast tödtlicher Ermattung, seine Augen schloß

sen sich zum Schlaf, der ihn nicht stärkte, obgleich er lang und anhaltend den Ermüdeten in seine Arme fesselte, oft bis zur Abenddämmerung wieder. Daß bei solcher Weise der stärkste Körper zerstört, der inwohnende Geist geschwächt, oft zerrüttet wird, bezeugte Duba's Aeufere. Schwankend schritt jetzt die sonst kräftige edle Gestalt einher, sein Antlitz war todtenfahl, der Glanz der Augen erloschen, nur ein mattes Leuchten schimmerte noch zuweilen als Rest ehemaliger Jugendfrische aus den geschwellenen Augenliedern hervor; ein schleichendes Fieber zehrte, ein unsichtbarer Wurm, an dieser männlichen Schönheit. Als die Trompetenstöße von Chlomens Schloßwarte die heranziehenden Hochzeitsgäste begrüßte, hatte ein todtenähnlicher Schlaf den Ritter im Winzerhaus befallen, seine geschwächten Kräfte erlagen dem stärkeren Gegner, einer gänzlichen Abspannung. Doch als der Abend kam, litt ihn die Gewohnheit nicht länger auf dem Lager; er richtete sich auf und trat wieder hinaus auf seinen alten Platz. Furchtbar brüllte ihm der Donner entgegen und seine Stimme wand sich knirschend durch den Grund zu seinen Füßen, der Sturm heulte und jagte große Hagelkörner vor sich her, die Blitze beleuchteten mit ihrem grellen Feuer die ganze Gegend, um nach ihrem Verschwinden die ägyptische Finsterniß dieser unheilvollen Nacht stärker hervor-

treten zu lassen. Es war eine Nacht der Verdammniß. Krachend stürzten die ältesten Bäume von den Höhen geschleudert, herab in die von dem wüthenden Orkan an den Ufern hinaufgepeitschten, schäumenden Wellen des Elbstroms, die ganze Natur schien in Aufruhr, der leichtbeschwingte Sturm brachte tausend Klagstimmen, wie Geschrei der Sterbenden mit sich, und die Wälder ächzten im Wiederhalle und aus den Schluchten rauschte und pffte es geisterartig zu den Höhen hinan, sich mit dem einhartobenden Windstrom zu vermählen. Mitten unter all dem Graus, denen sich der treue Ritter aussetzte, brausten zuweilen Töne herüber von Schloß Ehlomen, die dem Hörenden das schleichende Blut rascher und rascher von der Sohle zur Scheitel trieben, allen seinen Sehnen eine neue Spannkraft gaben und ihm Hölleflammen ins Herz warfen. Er bemerkte die erleuchteten Fenster und eine fürchterliche Ahnung trieb sein Gehirn im Kreise. „Wenn es wäre — wenn diese Nacht der Hölle dazu bestimmt wäre — Großer Gott, ich müßte verzweifeln! Doch nein — es ist nicht, es kann nicht sein — er hätte mir Nachricht gegeben — es wird ein Fest sein, das man da drüben feiert — weiter nichts — ich bin ein Thor, daß ich mich ängstige!“

So rief der Ritter laut und heftig, und lauschte hinüber nach den schmetternden Klängen und schaute

mit weiten offenen Augen nach den hellen Fenstern. Da störte ihn des Wingers Stimme, der gar sorglich bat, er möchte nicht außenbleiben in dieser wilden Nacht und heute wenigstens von gewohnter Weise eine Ausnahme machen. Der Ritter aber faßte des alten Mannes Hand, zeigte hinüber nach dem Schloß und fragte hastig: „Sprich Mann, weißt Du, was es da drüben gibt?“ „Was sollt' ich nicht,“ sagte der Winger, „des Burgfräuleins Hochzeit, lieber Herr!“ Da schlug der Ritter eine grelle Lache auf, schlug sich die Stirn mit der Faust und schrie: „Schadenfroher Teufel, darum dieses wüthende Wetter, daß ich getäuscht werden sollte! Des es ist entsetzlich! — Sie soll mein sein, mein, bei dem Donner, der da oben wüthet, und spie die Hölle ihre Furien aus, und stürzte die Erde unter mir in Trümmer! Hinüber, hinüber, und wäre jeder Schritt eine verlorne Seeligkeit!“ Und durch das Gebüsch stürzte er den steilen Grund hinab, mit seinem guten Schwerdt sich Bahn machend. Vergebens rief der Winger seinen Namen, beschwor ihn bei dem barmherzigen Gott, zurückzukehren, doch der Ritter hörte nichts von dem Allen, in wenig Minuten stand er unten im Grunde und kletterte, nicht des Blutes achtend, das ihm von Wangen und Händen lief aus den von Dornen aufgerissenen Wunden, auf der andern Seite der Schlucht empor. Fast hatte

er die Höhe der Bergwand erreicht, als unter der Pforte, die den Garten verschloß, eine Gestalt mit langem, fliegenden Schleier, und weißem, in Blitzstrahl schimmernden Gewande erschien, und mit ausgebreiteten Armen durch das Strauchwerk den Berg herab eilte. Ein neuer Feuerstrahl flammte aus den zerrissenen Wolken und Benno erkannte in der Herabeilenden seine Elsbeth. „Elsbeth, meine geliebte Braut!“ schrie der Ritter auf, und an seinem Herzen lag nach wenig Augenblicken die Jungfrau, athemlos, mit geschlossenen Augen. Flüchtig, wie der gehegte Hirsch, trug er auf seinen Armen die theure Bürde hinab in den Grund, um sie vor der Gewalt des Wetters zu schützen, und legte sie nieder auf einen Felsstein, den die überhängenden Zweige einer Trauerbirke beschatteten. Seine heißen Küsse riefen die Ohnmächtige ins Leben. „Wo bin ich?“ war ihre erste Frage, und der Ritter preßte sie in seine Arme und rief: „An meinem treuen Herzen, Herzliebste, von dem Dich keine Gewalt der Erde mehr reißen soll!“

„Du hier, Benno? o, jetzt will ich gern sterben, in Deinen Armen!“ flüsterte sie, sich anschmiegend an das treue Herz.

„Nicht sterben, Elsbeth,“ sagte der Ritter; „fliehen laß uns, fliehen in einen Winkel der Erde, wo niemand die treue Liebe verfolgt.“ Er wollte sie von

Neuem auf seinen Arm nehmen, doch die Jungfrau sprach zu ihm: „Laß ab mein treuer Benno, laß ab; über diesen Grund hinaus soll mein Fuß nur dann mich tragen zu den Wellen der Elbe, wenn Dir die Waffe fehlt, den Lebensfaden zu zerschneiden. Laß uns sterben — Arm in Arm, Herz an Herz, Mund an Mund! Das Leben hat uns feindlich ausgestoßen, die Erde trägt uns keine Blüthen mehr — auch im Grabe ruht sich's süß, wenn der Tod die Liebenden vereint. Reich' mir Deinen Dolch, Benno!“ „Elsbeth!“ rief der Ritter, „Du hast Recht, das Grab soll unser Brautbett sein, mit Dir will ich hinauf zu den Sternen, der Himmel wird die treue Liebe nicht verdammen. Hier nimm die Waffe — mein treues Schwerdt soll mir den letzten Dienst erweisen.“ Da rauschte es im Gebüsch, die Zweige theilten sich und der Mond, der gerade durch des zerrissene Gewölk blickte, zeigte dem Ritter die Gestalt des Böhmen Lodemar im hochzeitlichen Kleide. „Ha Elender!“ donnerte Benno ihm entgegen, „Du hast mein Leben vergiftet, stirb jetzt von meiner Hand!“ Und sein Schwerdt schwirrte um den Schädel des Bösewichts, der kaum im Stande war, mit seiner Klinge die ersten Hiebe zu pariren und laut um Hilfe rief, daß sein Geschrei an den Felswänden dahinrollte und sich in dem Brausen des Sturmes verlor. Da führte

Duba einen kräftigen Hieb und der Böhme stürzte nieder mit gespaltem Haupte und sein Schurkenblut verunreinigte den Boden des stillen Grundes. Im nämlichen Augenblicke aber ergoß sich der Schein zahlloser Windlichter von der Höhe des Thales herab in die matterhellte Nacht und Geräusch vieler Stimmen wurde hörbar, die die Namen Elsbeth und Lodemar riefen. „Hörst Du, Geliebter, sie kommen,“ sagte die Jungfrau, den Ritter umschlingend: „sie wollen mich Dir entreißen!“ Noch einmal glühten ihre Lippen auf Bennos Mund, ein rascher Stoß — und einer Purpurquelle gleich entströmte ihr Herzblut. „Folge mir, Geliebter,“ flüsterte sie leise, wie eine gebrochene Lilie in des Ritters Arm hängend. „Elsbeth, mein Leben, — ich folge Dir!“ rief Benno und sein gutes Schwerdt bohrte sich in seine Brust. „Treu im Leben, treu im Tode, Elsbeth!“ sagte er leise, als im breiten Bogen seine Kraft dahinströmte, und nach und nach sank ein dunkler Nebel vor seine Augen, der Blutstrom wurde schwächer und schwächer und sanft gleitete er nieder mit seiner theuern Bürde, auf den feuchten Boden.

Ihre Seelen entflohen, als den Schauplatz des Todes der Mond in seiner vollen Klarheit beschien; wunderbar legte sich der Sturm und trug auf seinen

Schwingen die letzten Seufzer der treuen Liebe zu den Füßen des allgütigen Gottes.

Plötzlich erhellte die grause Scene der Schein der Windlichter, die durch das Gebüsch langsam herabgekommen waren, den Brautvater und Viele der männlichen Hochzeitgäste in ihrer Mitte. Leichenbleich starrten alle auf die Entseelten, der Greis aber, wie vom Donner gerührt, stürzte nieder an seiner Tochter Leiche, unmächtig der Sprache. Als man ihn aufhob, verfluchte er sich und seinen Stolz und irre Reden gingen aus seinem Mund. Verzweiflung und Wahnsinn hatten sich seiner Seele bemächtigt, die stolz jede bessere Empfindung mit Füßen getreten. Ein Jahr noch lebte er in dem schrecklichsten Zustand, denn sein Wahnsinn war nur die Folter der Selbstqual und oft heulte er laut und rief seiner Elisabeth Namen, den Lodemar verfluchend bis in den tiefsten Abgrund. Als er verschied in wilder Raserei, saß eine Trauergestalt, in weite Schleier gehüllt, zu den Häupten des Sterbelagers; sie legte ihre kalte Todtenhand bei dem letzten Seufzer seiner röchelnden Brust auf sein Haupt und als er zum letztenmal die Augen aufschlug, erkannte er die Züge Lisbetha's, der Ahnfrau seines Stammes, wie sie abconterfeiet war im Ahnensaal. Sein Geschick war erfüllt. Der beabsichtigte Verrath

unterblieb; jeder sah in dieser Begebenheit den Fingerzeug des Himmels. — — —

Da, wo man Elsbeth und Benno v. der Birken Duba in der blutigen Umarmung fand, ist auch, wie die Sage geht, um der treuen Liebe ein unvergängliches Denkmal zu setzen, ihr Grab gebettet worden. Der Tod hatte sie vermählt und der Sarg war ihr Brautlager — ein Grab, ein Sarg schließt die Liebenden ein. Oft saß später ein weißhaariger Greis auf dem Hügel und manche Thräne fiel aus seinen matten Augen auf die Blümlein, die seine Liebe gepflanzt. Es war der treue Gottfried, den schwere Krankheit abhielt, seine Pflicht zu erfüllen und seinem Herrn Nachricht zu bringen. Eines Morgens fand man den Greis todt auf dem Hügel, er hielt ihn umklammert mit beiden Händen. Auch er ruht nicht weit davon.

Wohl rollt der Donner noch manchmal durch den stillen Grund, die Blitze leuchten in seinen Schooß hinab, und der Sturm weht durch die zahlreichen Birken; aber er hat nicht das Andenken an die treue Liebe verweht, der Blitz hat den Grabhügel verschont und der Donner begrub nicht mit seiner zermalmenden Stimme die Thaten aus einer längstentschwundenen Zeit. Die Winzer erzählen noch heutzutage die

Sage „von der Vermählung im Tode“ den Fremden, die den stillen Grund besuchen.

Die Liebenden sind begraben und liegen in kühler Erde, aber die Liebe ist auf der Erde geblieben und in mancher Brust wohnt noch „die treue Liebe.“

E n d e.







JUL 27 1878



LIBRARY OF CONGRESS



0 022 012 248 7